

Book reviews

Autor(en): **Schulthess, Peter / Ritzmann, Iris / Ledermann, François**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **54 (1997)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Book Reviews

Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption, Band 6. Klaus Döring, Bernhard Herzhoff, Georg Wöhrle (Hrsg.). Trier, Wissenschaftlicher Verlag, 1996. 100 S. Fig. DM 28.50. ISBN 3-88476-202-8; ISSN 0942-0398.

Der interessante Band versammelt drei Beiträge zur Astronomie/Astrologie, zwei zur Philosophie und einen zur Physik. Lis Brack-Bernsen befasst sich in ihrem Aufsatz *Empirie contra Theorie: Zur Entwicklung und Deutung der babylonischen Astronomie* mit der Hypothese, dass die sogenannten Ephemeridentexte aus der seleukidischen Zeit (die letzten 300 Jahre vor Christi Geburt), die aus lauter Zahlenkolonnen bestehen, komplizierte Mondphänomene zu berechnen erlauben. Der Versuch, die Kolonne *F*, die viele Rätsel aufgeworfen hat, zu entschlüsseln, zeigt, dass die Astronomie der Ephemeridentexte eher als eine empirische und phänomenologische Naturbeschreibung anzusehen ist denn als ein mathematisch-numerisches Berechnungssystem.

Friedrich Heglmeier führt in seinem Beitrag *Die griechische Astronomie zur Zeit des Aristoteles* einen neuen Ansatz zu den Sphärenmodellen des Eudoxus und dessen Schülers Kallipos von Kyzikos vor, welche die Stützen für das aristotelische astronomische System waren.

Wolfgang Hübner zeigt in seinem Beitrag anhand des sogenannten astrologischen Dodekatropos (System der 12 Häuser) des Manilius (Ende des augusteischen Zeitalters), dass der griechische Polytheismus sich zur Strukturbildung in der Wissenschaft sehr gut eignete.

Im Beitrag von Ulrike Hirsch *Das Alphabet als Modell. «Buchstabieren der Welt» bei Demokrit und Platon* wird das Buchstabengleichnis bei Demokrit und Platon als Modell vorgestellt, Thesen der Naturphilosophie auszulegen. Ging Demokrit noch von der Gestalt der Schriftzeichen aus, so Platon von den Lauten im Wortverband, wo Elemente nicht deutlich vorgegeben sind, sondern im Blick auf das Ganze zuerst analysiert werden müssen.

Markus Schmitz versucht in seinem Beitrag *Heimweh nach Euklid? Zur Grundlegung von Euklids Geometrie in der neuplatonischen Philosophie des Proklos* das neuzeitliche Vorurteil, Euklid und Proklos hätten die Sicherheit der Mathematik in der Anschauung unter einer naiven Voraussetzung des Gegebenen gegründet, zu entkräften und Proklos so wieder in die Grundlegendiskussion der Geometrie einzubringen.

René Kayser untersucht schliesslich das Problem der Urbewegung der Atome bei Leukipp und seinem Schüler Demokrit: Wie und warum sie erfolgt und ob sie eine einheitliche Natur besitzt oder in wesensmässig verschiedene Arten zerfällt. Dabei kommt die Quellenlage (insbesondere Aristoteles) ausführlich zur Sprache,

und es resultiert die These, dass die Bewegung als Selbstbewegung verstanden worden ist.

Peter Schulthess, Zürich

Ärztelexikon. Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert. Hrsg. von Wolfgang U. Eckart und Christoph Gradmann. München, Beck, 1995, 439 S. (Beck'sche Reihe BsR, 1095). DM/SFr. 29.80.-. ISBN 3-406-37485-9.

Im Gegensatz zu den früheren Einmann-Werken hat bei diesem Ärztelexikon, das von zwei Medizinhistorikern herausgegeben wurde, eine stattliche Anzahl Autoren mitgewirkt. Die einzelnen Artikel, so unterschiedlich ihre Qualität auch ist, bewegen sich durchaus im Rahmen dessen, was man von traditionell orientierten Kurzbiographien erwarten kann: Sie listen in aller Kürze die wichtigsten Lebensstationen und Werke bedeutender Persönlichkeiten mit Literaturangabe auf.

Mehr Zweifel erheben sich bei der Auswahl der besprochenen Personen. Das Lexikon beinhaltet fast 700 Einträge verstorbener Ärzte und auf medizinischem Gebiet Tätiger. Da jeder Leser aufgrund seines eigenen Interessengebietes andere Prioritäten setzt, kann ein breiteres Publikum wohl niemals ganz zufriedenzustellen sein. Es wäre daher billig, herumzumeckern, dass dieser oder jener hätte vorkommen sollen. Um jedoch der getroffenen Zusammenstellung gerecht zu werden, müsste die Einleitung anders lauten. Die Herausgeber erwähnen beispielsweise nicht, dass bei der Auswahl offensichtlich deutschsprachige Ärzte bevorzugt wurden. Statt dessen betonen sie, Ärztinnen hätten verstärkte Beachtung gefunden. Wieso fehlen dann aber viele bekannte Frauennamen? Die Äbtissin Hildegard von Bingen und Justine Siegemundin, preussische Hofhebamme, finden zwar Erwähnung, und unter den ersten modernen Ärztinnen ist zumindest Karen Horney aus Deutschland vertreten, doch vermisst man sowohl die berühmte Nichtmedizinerin Florence Nightingale als auch die grosse Zahl bekannter weiblicher Pioniere aus englischsprachigen Gebieten, etwa Elizabeth Blackwell, Sophia Jex-Blake, Elizabeth Garrett Anderson und wie sie alle heissen. Die Einträge deutschsprachiger Medizinerinnen weisen indessen ebenfalls erklärungsbedürftige Lücken auf. Zum Beispiel lässt die Reihe der Medizinhistoriker Sudhoff, Sigerist, Rothschild, Ackerknecht usw. ausgerechnet die Wiener Dozentin Erna Lesky weg.

Zusätzlich zu den Frauen hat sich das Lexikon die Betonung einer zweiten Personengruppe zur Aufgabe gemacht: die Opfer des Dritten Reiches. Um so mehr erstaunt, dass Hilde Bruch, die mit ihren Werken Weltberühmtheit erlangt hat, als bedeutender Psychiater, Frau und Emigrantin nicht aufgeführt wird.

Wer allerdings ein preisgünstiges, handliches und informatives Ärztelexikon benötigt, um die berühmtesten Persönlichkeiten der Medizin nachzuschlagen, kann sich dieses Werk bedenkenlos anschaffen.

Iris Ritzmann, Zürich/Stuttgart

Beretta, Marco: **Il tesoro della salute. Dall'onnipotenza dei semplici all'atomizzazione del farmaco.** Firenze, Giunti, 1997, 93 p. Ill.

A l'occasion de son 90^e anniversaire, le groupe pharmaceutique italien Zambon a organisé au début de l'année 1997 au Musée des Sciences et des Techniques Leonardo

da Vinci de Milan une exposition consacrée à l'évolution du médicament depuis le moyen âge et sur ce qu'on peut bien appeler les «moteurs» de la recherche pharmaceutique.

Le livre qui accompagne l'exposition présente dans sa partie illustrée nombre de documents présentés à Milan: à de multiples pages de titre d'ouvrages savants s'ajoutent quelques caricatures, des vues de pharmacie ou de laboratoire, des illustrations d'instruments scientifiques, de jardins botaniques ou encore d'anciens médicaments. Le lecteur docte, ou suisse, sera étonné de voir que la célèbre gravure figurant Micheli Schüppach en train de recevoir de nobles patients se trouve transformée en «intérieur de pharmacie bâloise».

Mais ce livre se révèle beaucoup plus qu'un catalogue d'exposition grâce au remarquable commentaire qui accompagne les illustrations. Sous la plume de Marco Beretta, il retrace très judicieusement les grandes orientations, les points culminants de la pensée qui accompagna au cours des temps l'évolution de l'emploi des médicaments. L'auteur explore ainsi avec succès les intersections entre d'une part les recherches théoriques dans un champ qui deviendra au XIX^e siècle la pharmacologie et d'autre part les contingences imposées tant par la matière médicale à disposition que par les traditions et les résistances sociales.

Cette histoire de l'expérimentation scientifique en pharmacie est ainsi en même temps une histoire sociale de la pharmacie, décrite par exemple dans ses rapports souvent conflictuels avec les médecins. On le constate avec plaisir: cet excellent abrégé de l'histoire des médicaments dépasse de beaucoup le commentaire d'un simple catalogue d'exposition.

François Ledermann, Bern

Binneveld, Hans: **Om de geest van Jan Soldaat**. Beknopte geschiedenis van de militaire psychiatrie. Rotterdam, Erasmus, 1995. 268 p. Ill. Hfl. 44.50. ISBN 90-5235-088-4.

During World War II, the American general Patton advised his troops to ridicule soldiers who showed 'neurotic' symptoms such as fear. There was no place for cowards in the American army. Despite such traditional notions of strength and manhood, the twentieth century saw the rise of military psychiatry. The Dutch professor Hans Binneveld has written a very readable introduction into the history of this field. The book starts with a description of the development of methods in military combat, and the conditions new technologies created for the fighting men. The nature of the battle became more anonymous, noisy, lengthy, massive and psychologically exhausting during this century. Soldiers, who used to be engaged in man-to-man slaughter, were now to a large extent reduced to passivity, hiding from enemy-gunfire and waiting for the fatal bombshell to fall. Because of these changing conditions the percentage of combatants with psychiatric problems became higher than it was before, the author claims.

While Binneveld's book is interlarded with interesting anecdotes, combined with vivid descriptions of freaking soldiers and the agonizing wails of dying men, it is an entertaining read. Unfortunately, it remains rather fragmentary, and lacks a clear line of argument. Moreover, the social context of military psychiatry, upon which the

author claims to focus, does not receive a lot of attention. Besides, the effects of military psychiatry on civil psychiatry remain somewhat underexposed. The author asserts that military psychiatry did not produce important therapeutic innovations. But military psychiatry did sometimes strongly inspire new therapeutic trends. After World War II group therapy for example, which was hardly used before, became very popular: for a large part because experiments during the war had shown very promising results. However, *Om de geest van Jan Soldaat* is a very accessible and enthusiastic introduction into the history of the basic principles and methods of military psychiatry.

Gemma Blok, Amsterdam

Brinkschulte, Eva (Hrsg.): **Weibliche Ärzte**. Die Durchsetzung des Berufsbildes in Deutschland. 2. erweit. Aufl. Berlin, Hentrich, 1995. 208 S. Ill. (Reihe Deutsche Vergangenheit, 108). DM/SFr. 36.–. ISBN 3-89468-201-9.

«Warum kommen Frauen in der Medizingeschichte nicht vor?» fragten sich Mitarbeiterinnen vom Institut für Geschichte der Medizin der FU Berlin und machten sich sogleich auf die Suche nach den «weiblichen Ärzten», was sich als langwierig und mühsam erweisen sollte; das Resultat ist aber recht erfreulich, dokumentiert es doch das Wirken von Frauen in der ärztlichen Praxis und der medizinischen Forschung in Deutschland seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bis nach dem 2. Weltkrieg.

Die ersten Ärztinnen hatten im Ausland, vornehmlich in der Schweiz, studiert. Nach ihrer Heimkehr wurde ihnen die deutsche Approbation verweigert, sie fehlen daher in den entsprechenden Verzeichnissen vor 1900. Später konnten Frauen auch an deutschen Universitäten studieren, zur Habilitation wurden sie ab 1920 zugelassen, eine Lehrbefugnis war allerdings nicht damit verbunden.

Ausgewählte Lebensbilder von Ärztinnen in unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern, in chronologischer Reihenfolge aneinander gefügt, gewähren Einblick in ihre Interessens- und Arbeitsgebiete. Diese umfassen medizinische Aufklärung und Ratschläge zur Gesundheit und Familienplanung. Die Ärztinnen gründeten Kliniken, operierten, forschten und eroberten sich Positionen in Behörden und Ämtern. Der stetige Anstieg der Zahl der Ärztinnen wurde im Nationalsozialismus vorübergehend abgeblockt, jüdische Ärztinnen erhielten Berufsverbot, eine Liste mahnt an ihr tragisches Schicksal.

Ergänzt werden die trotz der Vielzahl der Autorinnen doch recht einheitlich gestalteten Artikel durch Tabellen, Statistiken, ein Literatur- und Namensverzeichnis, was die Benützung erleichtert. Eindrücklich sind die Bilder, besonders das Titelbild aus den 1930er Jahren, das in der jungen Ärztin die «neue» berufstätige Frau «stark und selbstsicher» illustriert. Das Buch entstand als Begleitband zu einer gleichnamigen Ausstellung und ist ein wertvoller Beitrag zur Frauen- und Standesgeschichte, der hoffentlich bald eine Fortsetzung findet.

Ingrid Müller-Landgraf, Bern

Bröer, Ralf: **Salomon Reisel (1625–1701). Barocke Naturforschung eines Leibarztes im Banne der mechanistischen Philosophie.** Halle (Saale), Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, 1996. 170 S. Ill. Portr. (Acta Historica Leopoldina, 23/1996). ISBN 3-335-00460-4; ISSN 0001-5857.

Das 17. Jahrhundert hat mit der Abkehr von scholastischem Buchwissen und der Einführung experimenteller Methoden in Biologie und Medizin eine Revolution eingeleitet. In der Biographie von Salomon Reisel stellt Ralf Bröer eine für diese «Barockzeit» typische Gestalt vor. Auch ohne Bestandteil üblicher Medizingeschichte geworden zu sein, verdient sie, neben den Leitfiguren, Interesse, weil in ihr die Zeiteinflüsse plastisch hervortreten.

Die Stationen des aus Schlesien stammenden späteren Hof- und Leibarztes gewähren ausführliche Einblicke in die Universitätsverhältnisse von Strassburg und Basel (Promotionsort), in die Arzttätigkeit im Elsass (balneologische Studie Niederbronn), anschliessend in Hanau, Worms und Stuttgart, vor einem zeitgeschichtlich und im persönlichen Schicksal düsteren Hintergrund.

Reisels wissenschaftliches Interesse gedeiht in einem Spannungsfeld zwischen noch verteidigtem Galenismus und dem zukunftsweisenden Denken von Harvey und Descartes. In seinen Beziehungen zur Royal Society und der Akademie der Naturforscher entwickelt er wissenschaftsprogrammmatische Vorstellungen. Die eigenen Arbeiten, durch die Ungunst der Verhältnisse nur beschränkt realisierbar, beschäftigen sich mit einem besonders beachteten nachbildenden «Modell des Menschen» (statua humana circulatoria, physikalische Demonstration von Kreislauf und Verdauung), medizinischen Fallbeschreibungen (Tumoren, Organveränderungen, Missbildungen) und barocker Vorliebe für Kuriositäten.

Ausser Studien zur angewandten Physik der flüssigen Körper und Verfahren zur Messung der Temperatur bestehen unter anderen archäologische, botanische und dichterische Neigungen.

Bemerkenswert, dass der Herzog von Württemberg den Arzt mit einer physikalisch-technischen Aufgabe (aus dem Kenntnisbereich von Papin) beauftragte.

Die Bibliographie Reisels zählt 8 Monographien, 103 Zeitschriftenartikel in den Ephemeriden und 98 im Manuskript erhaltene Briefe auf. Die sachlich-kritische Studie, hervorragend illustriert (61 meist ganzseitige Abbildungen, viele nach Originalen von Reisel), breitet in der Darstellung des medizinischen Polyhistorikers das Spektrum eines ganzen Jahrhunderts aus.

Gerhard Rudolph, Kiel-Lahr

Capponi, Filippo: **L'anatomia e la fisiologia di Plinio.** Genova, Dipartimento di Archeologia, Filologia Classica e loro Tradizioni, 1995, 289 p. (Pubblicazioni del D.AR.FI.CL.E T., N.S. 158). ISSN 0025-0852.

Die *Naturalis Historia* (NH) des älteren Plinius (P.) (23/24–79 n. Chr.), des römischen Universalgelehrten und Enzyklopädisten, hat das erklärte Ziel, dem Leser Allgemeinbildung zu vermitteln (praefatio 16). Deshalb ist es unangebracht P. an den Massstäben systematischer naturwissenschaftlicher Methoden zu messen oder ihn gar als eigenständigen Forscher zu betrachten. P. selbst berichtet über seine enorme Samm-

lung von 20 000 Exzerpten und seine umfangreiche Bibliothek, auf die er sich bei der Abfassung seines Werkes stützte. Dabei war er nicht darauf bedacht, seine Quellen kritisch zu analysieren.

Für den Philologen wie für den an der Geschichte der Naturwissenschaften und Medizin interessierten Leser stellen sich angesichts dieser Konzeption von P.s Werk zahlreiche Fragen. Quellenlage, exzerpierte Autoren, Terminologie, Vorliebe für Aussergewöhnliches (*mirabilia*), Aufbau und Struktur des Werkes, Originalität und Intention des Autors sind nur einige der Probleme der P.-Forschung. F. Capponi (C.) führt diese mit der *NH* verbundenen Probleme exemplarisch durch die Analyse von Buch 11, 121–248 vor. Der Abschnitt nimmt im Rahmen der zoologischen Bücher 8–11 (8: Landtiere, 9: Wassertiere, 10: Vögel, 11: Insekten) eine Sonderstellung ein. P. widmet ihn der Beschreibung der Körperteile der Lebewesen (*singulae corporum partes*). C. gelingt es, durch die gründliche Analyse des Abschnitts überzeugend darzulegen, dass P. kein systematisches Interesse verfolgte, sondern darauf aus war, Material anzuhäufen. Die mangelnde Stringenz und Struktur kann man natürlich – sozusagen als Rehabilitation des P. – mit dem unvollendeten Zustand des Werks erklären. Eigenständige Gedanken des P. liegen vor allem in §§ 148–151 (zur Augenfarbe und zum alten Kult und zur Verehrung der Augen) und §§ 282–284 (diätetische Vorschriften) vor.

C. hat philologisch solide gearbeitet. Besondere Mühe hat er sich mit terminologischen Fragen gegeben. Fast jede Anm. belegt dies eindrücklich. Äusserst nützlich ist der Index der termini technici (265–273). Der Vergleich mit den biolog.-zoolog. Schriften des Aristoteles (*Animalium Historia; De generatione animalium; De partibus animalium, Parva Naturalia*) wird konsequent durchgeführt, textkritischen Fragen wird nicht aus dem Weg gegangen. C.s Buch insgesamt stellt einen kenntnisreichen Kommentar und eine exemplarische Analyse dar, wie man es sich für das gesamte Werk des P. nur wünschen kann.

Bernhard Zimmermann, D-Allensbach

Chapman, Carleton B.: **Order out of chaos. John Shaw Billings and America's coming of age.** Boston, The Boston Medical Library in the Francis A. Countway Library of Medicine, 1994. XVI, 420 p. Ill., Portr. \$ 28.95. ISBN 0-88135-187-3.

John Shaw Billings, known as a medical library man, should also be known for his contributions to other medical and non-medical fields. Starting out as a Civil War army surgeon he continued his military career by building up the Library of the Surgeon General's Office which was to become the largest storehouse of biomedical literature worldwide. As an organizer of medical information he produced the Index-Catalogue and its by-product, the Index Medicus, two bibliographic tools of gigantic proportions. His work laid the foundation of the National Library of Medicine. In addition to all this he served as designer of hospitals, as statistician and proponent of public health (in his words: hygiene or the health of the millions), as adviser in organizing the Johns Hopkins Medical School, and for his final 17 years he was the first director of the New York Public Library. Europe was important enough for him to sail there 14 times. He was a true giant, in Carnegie's words "He was placed in charge of various important works, each performed in succession with such masterly skill as to lead to other ap-

pointments until Dr. Billings stood foremost in his wide domain.” Billings, who lived from the antebellum period to shortly before WWI, truly represented “America’s coming of age”.

Carleton B. Chapman’s book is not the first biography of Billings. However, his predecessors’ works cover partial aspects only, and new documents used by Chapman were not available to Fielding H. Garrison who, 80 years ago, wrote the only full length biography. Thus, Chapman’s book is certainly the most comprehensive biography of Billings. In addition, it is a well-equilibrated account, covering all of Billings’ many important activities and achievements, his virtues and defects, his human relationships and conflicts, all well-documented and annotated. Depending on the reader’s taste there may be too many details of lesser importance (which could have been set in smaller print). However, every reader interested in the subject will appreciate the book with its sidelights on historical events, its many illustrations, and its index.

Marcel H. Bickel, Bern

Dinges, Martin (Hrsg.): **Medizinkritische Bewegungen im Deutschen Reich (ca. 1870–ca. 1933)**. Stuttgart, Steiner, 1996. 206 S. 1 Ill. (Medizin, Gesellschaft und Geschichte: Beiheft, 9). DM/SFr. 76.– ISBN 3-515-06835-X; ISSN 0941-5033.

Der Band umfasst sechs Einzelbeiträge und eine Einleitung des Herausgebers. In den Beiträgen behandeln C. Regin die Naturheilbewegung als medizinkritische Öffentlichkeit (Kaiserreich), M. Lienert die Auseinandersetzungen um die Errichtung eines Lehrstuhls für Naturheilkunde in Leipzig (1894–1924), E. Wolff die Medizinkritik der Impfgegner, A.-H. Maehle die organisierten Tierversuchsgegner (1879–1933), H.-P. Schmiedebach die «antipsychiatrische Bewegung» (um 1900) sowie L. Sauerteig den Streit um die Syphilistherapie, den sich Ärzte, Industrie, Staat und Naturheiler lieferten (1910–1927).

Was hält die Beiträge des Bandes zusammen? Genügt als Gemeinsamkeit eine kritische Haltung zur Schulmedizin? Oder sollen «medizinkrit. Bewegungen» als eigene soziale Kategorie begriffen werden? Die Einleitung von M. Dinges versucht letzteres. Unter dem Titel *Medizinkrit. Bewegungen zwischen «Lebenswelt» und «Wissenschaft»* wird einerseits die Thematik mit den wichtigsten Dimensionen der Sozialgeschichte der Medizin in Verbindung gebracht, wobei ein guter Überblick entsteht (es wird klar, mit welchem Erfolg in den letzten Jahren hervorragende deutsche Fachleute sich mit wichtigen Fragen der Gesundheitsgeschichte beschäftigten). Andererseits stellt Dinges «Begriffe» der Medizinkritik vor, die sich um das Lebensweltkonzept gruppieren (auf das sich auch einzelne Artikel explizit beziehen). Doch der vergleichende Blick will nicht recht gelingen: Das Lebensweltkonzept kann zwar den alltäglichen und ausseralltäglichen Umgang von Menschen mit Schulmedizin beschreiben, es genügt in der vorgelegten Form aber nicht, das Spezifische von «medizinkrit. Bewegungen» zu fassen. – Im übrigen illustrieren die abschliessenden Zeilen im Artikel Wolff die Problematik um den Einsatz des Lebensweltkonzepts, indem die Interdependenzen von «System» und «Lebenswelt» eher betont werden denn die Gegensätze.

Historisch belegt ist ein bewegungsübergreifendes medizinkrit. Bewusstsein nicht. Die Akteure waren keinem generellen Programm verpflichtet, was sich darin zeigt,

dass sie kaum zusammenarbeiteten. Zudem wird durch die Artikel klar, dass im einzelnen sehr unterschiedliche Aspekte der Medizin kritisiert wurden. Schliesslich spricht auch der erwähnte Umstand, dass nur in deutschsprachigen Ländern eine organisierte Medizinkritik existierte (S. 28), dafür, dass der Forschungsgegenstand mit dem universellen Gegensatz Lebenswelt-Wissenschaft nicht hinreichend erklärt werden kann (die wichtige Stellung der Vereine in Deutschland dürfte begründen, weshalb anders als in England medizinkritische Stimmen sich formell organisierten). So fragt sich, ob nicht der übermächtige Adressat der Kritiken – die Schulmedizin – uns den Blick auf die Unterschiedlichkeit der Bewegungen verstellt.

Medizinkrit. Bewegungen sollten historisch – auch vergleichend – erforscht werden. Mögliche Vergleichskriterien sind sicher auch lebensweltliche Bezüge, wichtig wären neben Programmatik aber auch Kommunikations- und Organisationsformen, Konfliktarten, Umgang mit Hierarchien, Zusammensetzung u.a. Der vorliegende Band böte dazu reiches Material und ist letztlich eine gute Darstellung bisher wenig beachteter Kapitel der modernen deutschen Sozialgeschichte.

Sebastian Brändli, Zürich

Eckart, Wolfgang U.; Gradmann, Christoph (Hrsg.): **Die Medizin und der Erste Weltkrieg**. Pfaffenweiler, Centaurus, 1996. 377 S. (Neuere Medizin- und Wissenschaftsgeschichte – Quellen und Studien, 3). DM 58.–. ISBN 3-8255-0066-7; ISSN 0948-2739.

Die wissenschaftliche Aufarbeitung des Ersten Weltkriegs weist bedauerlicherweise noch immer grosse Lücken auf. Dies erstaunt schon allein angesichts der beeindruckenden Zahl der Kriegsteilnehmer und erst recht der Kriegsoffer: 65 Millionen mobilisierte Soldaten, 8 bis 9 Millionen Gefallene, 21 Millionen Verwundete und etwa 8 Millionen Kriegsgefangene – soweit die historische Statistik, hinter der sich unermessliches, kaum nachvollziehbares menschliches Leiden verbirgt. Es ist durchaus verständlich, dass nicht nur die literarischen Bewältigungsversuche («Im Westen nichts Neues» usw.), sondern auch die Geschichtsforschung ihr Interesse in den letzten Jahrzehnten deutlich von strategischen und taktischen Problemstellungen der grossen Schlachten verschoben hat zu den erduldenen Personen, zum Kriegsalltag, gewissermassen zum «Krieg von unten».

Eine Lücke in der Erforschung des Ersten Weltkriegs bilden medizinhistorische Fragestellungen. Welche Rolle spielte der Krieg im Prozess der Medikalisierung unseres Jahrhunderts angesichts von 26 300 aufgebotenen Ärzten allein auf deutscher Seite? Diese und zahlreiche weitere Fragen wurden 1994 anlässlich eines in Heidelberg durchgeführten Symposiums zur Medizin im Ersten Weltkrieg aufgeworfen und Wege zu ihrer Beantwortung gesucht. Die Veranstalter Wolfgang U. Eckart und Christoph Gradmann haben die 17 Referate in einem Sammelband publiziert und damit verdienstvollerweise der Forschung zugänglich gemacht. In den Aufsätzen wird gezeigt, wie sich die ärztlichen Standesorganisationen bedingungslos in den «Dienst der nationalen Sache» stellten oder wie sich die Krankenschwestern vom Roten Kreuz im Gegensatz zu den Angehörigen geistlicher Ordenshäuser besser vom Staat instrumentalisiert liessen. Reflexionen russischer Ärzte über den Ersten Weltkrieg finden ebenso Erwähnung wie das Weltkriegserlebnis in der expressionistischen Dichtung von Ärzten. Spezielle Untersuchungen gelten der deutschen Kriegs-

psychiatrie, dem Selbstmordproblem, der Etablierung der Bluttransfusion, der chemischen Kriegsführung, der «Kriegspathologie», dem Problem der Kriegsversehrten, der Sexualität der Soldaten, dem Kampf gegen die Läuse, gegen die Malaria oder die sogenannte spanische Grippe. Nach Wolfgang U. Eckart erkannten die Mediziner den Krieg mit den ihn begleitenden Epidemien wie Fleckfieber, Weil-Krankheit oder Tetanus durchaus als «hygienisch-bakteriologisches Laboratorium und Erfahrungsfeld». An der Ostfront wurden einzelne ethnische Gruppen gezielt behandelt oder eben nicht behandelt; speziell die jüdische Bevölkerung musste sich eine Zwangsisolierung und teilweise entwürdigende Therapien gefallen lassen. Dennoch ist der Kontinuitätsgedanke zur Massenvernichtung im Zweiten Weltkrieg nach Eckart nicht ohne weiteres zulässig, handelte es sich beim Programm der deutschen Ärzte von 1914 bis 1918 doch eindeutig um Kontroll-, aber noch keinesfalls um Ausrottungsstrategien. Der Heidelberger Symposiumsband zeigt, wo erfolgreiche Forschungsansätze zur Medizin im Ersten Weltkrieg vorhanden sind, aber auch, wo nach wie vor erhebliche Defizite bestehen. Viel zu wenig bearbeitet sind etwa die medizinische Versorgung der Zivilbevölkerung, speziell die Situation der Frauen; wünschenswert wären auch eine Sozialgeschichte des Lazarett- oder Einzeluntersuchungen der Verletzten-Erstversorgung oder der Triage-Probleme.

Christoph Mörgeli, Zürich

Eckart, Wolfgang U.; Volkert, Klaus (Hrsg.): **Hermann von Helmholtz**. Vorträge eines Heidelberger Symposiums anlässlich des einhundertsten Todestages. Pfaffenweiler, Centaurus-Verlagsges., 1996. IX, 336 S. Ill., Portr. (Neuere Medizin- und Wissenschaftsgeschichte – Quellen und Studien, 2). DM 49.80. ISBN 3-8255-0023-3; ISSN 0948-2739.

Im Vorwort der Schrift heisst es, dass eine Gesamtwürdigung der Person Hermann von Helmholtz' nicht beabsichtigt sei. Das ist bei dem gut 300 Seiten umfassenden Buch auch nicht nötig, verfasste doch Leo Koenigsberger bereits zu Anfang unseres Jahrhunderts eine dreibändige Biographie über den Physiologen und Physiker Helmholtz, die den Stellenwert des begabten Forschers würdigt. Die einzelnen Beiträge der Redner am Symposium jedoch ergeben einen vorzüglichen Überblick über das Gesamtschaffen und die wissenschaftlichen Ergebnisse, die Helmholtz in seiner Zeit erbringen konnte. Und dass er ein Genie war, beweist eine Briefstelle des nicht weniger berühmten Physiologen Emil Du Bois-Reymond, der zusammen mit Helmholtz nachdrücklich die physikalische Richtung in der Physiologie des 19. Jahrhunderts vertrat: «Ein Kerl, der Chemie, Physik, Mathematik mit Löffeln gefressen hat, ganz auf dem Standpunkt der Weltanschauung steht, und an Gedanken und neuen Vorstellungsweisen ...» (S. 52).

Mit dieser Aussage ist der geistige Horizont des später geadelten Forschers umrissen. Er begann als unbekannter Militärarzt und wurde zum wegbereitenden Allrounder der Naturwissenschaft seines Jahrhunderts, in Verbindung mit seinem Freund und Kollegen, dem Physiologen Emil Du Bois-Reymond. Mediziner muss man wohl nicht an Helmholtz' genialen Wurf mit dem Augenspiegel erinnern ... Schrittweise begleiten die Autoren des Buches Helmholtz' Lebensabschnitte: Berlin, Königsberg, Heidelberg, Berlin; hier wurde er im Alter von 66 Jahren Präsident der Physikalisch-

Technischen Reichsanstalt. Die Aufsätze im Buch befassen sich mit den Schwerpunkten Helmholtz'scher Tätigkeit. Den Autoren gelang es, aus der Fülle der Materie eine «runde Sache» zu machen. Sie bietet Einsteigern eine gute Handhabe zur Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Eine Anschaffung, die sich lohnt.

Alfred G. Kauertz, Naters

Einstein, Albert: **The collected papers of Albert Einstein**, vol. 6: **The Berlin years: writings, 1914–1917**. A. J. Kox, Martin J. Klein, and Robert Schulmann, editors. Princeton, Princeton University Press, 1996. XXV, 626 p. \$ 85.–; £ 66.50. ISBN 0-691-01086-2.

Der sechste Band der *Einstein-Gesamtausgabe* wird eine ähnlich herausragende Stellung einnehmen wie der zweite, welcher die Beiträge aus dem «annus mirabilis» in Bern enthält. In der Zeit von Ende 1915 bis zum Februar 1917 erreichte Einsteins Schaffen nochmals eine ähnlich fruchtbare Phase. Zu den fünfzehn wissenschaftlichen Arbeiten aus dieser fünfzehnmonatigen Zeitspanne gehören zwei seiner wichtigsten Beiträge zur Quantentheorie und als absoluter Höhepunkt die Vollendung der Allgemeinen Relativitätstheorie.

Über seine erneute Beschäftigung mit der Quantentheorie der Strahlung schrieb Einstein im August 1916 an Besso: «Mir ist ein prächtiges Licht über die Absorption und Emission der Strahlung aufgegangen. Eine verblüffend einfache Ableitung der Planckschen Formel, ich möchte sagen, die Ableitung. Alles ganz quantisch.» Einstein studiert in diesen quantentheoretischen Arbeiten das thermodynamische Gleichgewicht zwischen dem Strahlungsfeld und einem Gas von Atomen oder Molekülen. Dabei führt er erstmals die Aufteilung in spontane und stimulierte Emission ein und erhält aus der Gleichgewichtsbedingung auf direkteste Weise die Plancksche Strahlungsformel (Dok. 34). Dies ist auch heute der einfachste Zugang, wobei wir es freilich – dank späteren Entwicklungen durch Dirac – nicht mehr nötig haben, uns auf den klassischen Grenzfall bei hohen Temperaturen zu berufen. Die Überlegungen enthalten auch die Theorie des Lasers, der freilich erst ein halbes Jahrhundert später realisiert wurde.

In einer unmittelbar anschließenden Arbeit (Dok. 38), die dem Andenken Alfred Kleiners – seines früheren Kollegen an der Universität Zürich – gewidmet ist, zeigt Einstein auf raffinierte Weise, dass das Lichtquant nicht nur Energie sondern auch Impuls besitzt, sich also in jeder Hinsicht wie ein Teilchen verhält. Seine Begründung beruht auf einer Untersuchung der Brownschen Bewegung der Moleküle im Strahlungsfeld, bei der er wieder seine bewährten Schwankungsmethoden einsetzt. Zum gefundenen Resultat sagt er: «Diese (...) Eigenschaften der Elementarprozesse lassen die Aufstellung einer eigentlich quantenhaften Theorie der Strahlung fast unvermeidlich erscheinen.» Daran anschließend warnt er aber: «Die Schwäche der Theorie liegt einerseits darin, dass sie uns dem Anschluss an die Undulationstheorie nicht näher bringt, andererseits darin, dass sie Zeit und Richtung der Elementarprozesse dem <Zufall> überlässt; trotzdem hege ich das volle Vertrauen in die Zuverlässigkeit des eingeschlagenen Weges.»

Im November 1915 gelang Einstein die Vollendung der Allgemeinen Relativitätstheorie. Mit der Arbeit «Die Feldgleichungen der Gravitation» (Dok. 25) legte er am 25. November der Berliner Akademie der Wissenschaften die endgültigen Gravita-

tionsgleichungen vor. Im Schlussabschnitt der Arbeit sagt er: «Damit ist endlich die allgemeine Relativitätstheorie als logisches Gebäude abgeschlossen.» Ein Brief an Heinrich Zangger enthält den Satz «Die Theorie ist von unvergleichlicher Schönheit», und Besso berichtet er: «Ich habe mit grossem Erfolg gearbeitet in diesen Monaten. Allgemein kovariante Gravitationsgleichungen. Perihelbewegungen quantitativ erklärt (...) Du wirst staunen. Gearbeitet habe ich schauderhaft angestrengt; sonderbar, dass man das aushält!»

Bald darauf schrieb Einstein auf Drängen von Lorentz seine erste zusammenfassende Darstellung der Allgemeinen Relativitätstheorie (Dok. 30). Es ist zu hoffen, dass auch die heutige Studentengeneration, die vom Zauber dieser Theorie wieder ganz besonders angezogen wird, gelegentlich auf diesen Übersichtsartikel zurückgreift. Bei dessen Abfassung erreichte Einstein die Nachricht über den Tod von Ernst Mach. Er unterbrach die Arbeit und schrieb ein eindrucksvolles Porträt dieses grossen Mannes (Dok. 29), dem er nach eigenen Aussagen viel verdankte.

Dies bringt mich zu Einsteins Arbeit «Kosmologische Betrachtungen zur allgemeinen Relativitätstheorie» (Dok. 43), mit der er einmal mehr ein neues Kapitel der Physik einleitete. In dieser ist der Einfluss von Machschen Ideen ganz besonders deutlich. Das ganz Neue des vorgeschlagenen kosmologischen Modells ist, dass das Weltall zwar unbegrenzt, aber dennoch endlich ist. Ansonsten sagt er, «würde die Trägheit durch die Materie zwar *beeinflusst* aber nicht bedingt», und das wäre gegen die Machschen Vorstellungen. Wegen der Kleinheit der damals bekannten Pekuliargeschwindigkeiten der Sterne, wollte Einstein einen statischen Kosmos beschreiben, was seine Feldgleichungen zu seiner Bestürzung nicht zuliessen. Deshalb sah er sich gezwungen, das seither viel diskutierte kosmologische Glied hinzufügen, welches dem Vakuum eine repulsive gravitative Wirkung zuschreibt. Ironisch berichtet er Ehrenfest am 4. Februar aus Berlin: «Ich habe wieder etwas verbochen in der Gravitätstheorie, was mich ein wenig in Gefahr bringt, in einem Tollhaus interniert zu werden.»

Einsteins kosmologisches Modell war in wesentlichen Teilen ein provisorischer Vorschlag; es ist aber, wie sein späterer Mitarbeiter Infeld meinte, ein Beispiel dafür «wie eine falsche Lösung eines fundamentalen Problems unvergleichlich bedeutsamer sein kann als die richtige eines unerheblichen und uninteressanten Problems». Der Einstein-Kosmos ist, wie Lemaître zehn Jahre später zeigte, instabil und deshalb ist auch für die erweiterten Feldgleichungen kein statisches Universum möglich. Schliesslich bedauerte Einstein die Einführung des kosmologischen Gliedes als «die grösste Dummheit meines Lebens». Tatsächlich hat er damit aber ein grundlegendes Problem aufgeworfen, das zu den tieflegendsten Rätseln der heutigen Physik gehört.

Die im vorliegenden sechsten Band enthaltenen 49 hervorragend annotierten Dokumente gehören zu den eindrucksvollsten Zeugnissen der Wissenschaftsgeschichte.

Norbert Straumann, Zürich

Epple, Ruedi; Schnyder, Albert: **Wandel und Anpassung. Die Landwirtschaft des Baselsbiets im 19. Jahrhundert.** Liestal, Verlag des Kantons Basel-Landschaft, 1996. 378 S. Tab. (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Kantons Basel-Landschaft, 58). ISBN 3-85673-246-2.

Das Buch überrascht. Vieles von heute wird (wieder) erklärbar. Die Autoren haben die Ereignisse des letzten Jahrhunderts gründlich untersucht und subtil beschrieben.

Es waren keine weltbewegenden Ereignisse. Vieles ist organisch gewachsen. Während im 18. Jahrhundert die Landschaft fast ausschliesslich noch von der Landwirtschaft geprägt wurde, entwickelte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Heimarbeit und das Handwerk zusehends. Die Veränderungen standen im Dienste einer Gemeinschaft. Das Baselbiet war bis weit in das letzte Jahrhundert hinein weitgehend in sich gekehrt. Erst die neuen Transportmöglichkeiten und der intensiviertere Handel beschleunigten die Öffnung zur weiten Welt.

Das Buch behandelt zwei Zeitepochen: Die Zeit zwischen 1800 und 1860 und die Zeit ab 1860 bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Der Übergang von der kollektiven Nutzung der Weiden in Allmenden zur individuellen Bewirtschaftung der Flächen im anbrechenden 19. Jahrhundert ermöglichte die Einführung der Fruchtwechselwirtschaft. Diese Neuerung führte zu einer nachweisbaren Ertragssteigerung in allen Bereichen der Landwirtschaft. Trotz steigender Erträge, die sich aufgrund der besseren Anbau- und Düngemethoden einstellten, stiegen die Preise für landwirtschaftliche Produkte tendenziell an. Die Absatzverhältnisse waren günstig, weil die Bevölkerung wuchs und der Entfernungsschutz noch intakt war. Im letzten Viertel des Jahrhunderts entfiel dieser. In der Landwirtschaft setzte eine Strukturbereinigung ein, welche zahlreiche Kleinbauern zur Aufgabe, teilweise auch zur Auswanderung zwang. Nach einer Phase der Anpassung setzte eine Spezialisierung und eine am Markt orientierte Landwirtschaft ein. Die Vermehrung der noch heute sehr bekannten Steinobstbestände in der Nordwestschweiz gehen auf diese Zeitepoche zurück.

Zum typischen Bild der Baselbieter Landschaft des letzten Jahrhunderts gehört auch die Seidenbandweberei, die sogenannte Posamenterei. Viele Bauern, vor allem Besitzer von Klein- und Kleinstbetrieben konnten die familiäre Existenz nur über die Posamenterei sichern. Es entstand eine enge Verbindung der Baselbieter Landwirtschaft mit der Posamenterei. Die Arbeit konnte zu Hause und musste nicht in der Fabrik verrichtet werden. Die Posamenterei hat dem Baselbiet viel Positives gebracht. Es entstanden Beziehungen zu Handelsleuten, vornehmlich aus der Stadt Basel. Diese brachten die Welterfahrung in die Gesellschaft. Die Baselbieter Landwirte zählten daher immer zu den fortschrittlichsten Bürgern der Region.

Das Buch zeichnet in seiner Gesamtheit ein Bild einer natürlichen Evolution von einer durch die Landwirtschaft geprägten Region zu einer vielgestaltigen Landschaft. Die Aufzeichnungen über das Aufkommen und den Abgang der Heimwerkerei (Posamenterei) zur immer dominanter werdenden Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft sind eindrücklich. Jeder Schritt kann nachvollzogen werden. Viele Entwicklungen verliefen innerhalb und ausserhalb der Landwirtschaft parallel. Jede für sich ist es wert, geistig nachgelebt zu werden.

Walter Müller, Wädenswil

Fee, Elizabeth, and Brown, Theodore M. (eds.): **Making medical history. The life and times of Henry E. Sigerist.** Baltimore and London, The Johns Hopkins University Press, 1997. XIII, 387 p. Ill., Portr. \$ 48.-. ISBN 0-8018-5355-9.

Henry E. Sigerist, the world's leading medical historian of the first half of the 20th century, has been the subject of several books and dozens of papers ever since his

death in 1957. Many of these, however, are commemorative and not based on research. Thus, it was a timely undertaking of the editors to have a scholarly book written at the clarifying distance of 40 years. The majority of the chapters have been contributed by a dozen authors, most of them historians in the U.S. who either knew Sigerist as former colleagues or students, or else have studied his work closely. Some of the best chapters have been written by the editors, Elizabeth Fee and Theodore Brown.

The subtitle "The Life and Times of Henry E. Sigerist" may be too trivial, hiding the fact that this is a book of scholarly papers on Sigerist's life and work, on his impact and his legacy, using different perspectives and selected aspects, in short, a book that is well-researched and documented, critical and analytical.

The first part of the book contains the biographical chapters. The second part is devoted to Sigerist as medical historian, to his historiography, and to his influence on the history of medicine in America and elsewhere. The third part contains the "political" chapters, i.e., Sigerist's engagement for health policy, compulsory health insurance, socialized medicine. Of particular importance here are the critical analyses of Sigerist's sociologic vision, his substantial, but controversial influence on medical politics in America, his selective perception and romantic idealization of socialized medicine in the Soviet Union. The reader is reminded that as a socialist and Marxist sympathizer and, above all, as an antifascist, Sigerist was in good company among intellectuals in the 1930s and '40s. These are the chapters that disclose the tension of intellectual and political interests, of scholarship and activism, even the contradictions and complexities of Sigerist. Somewhat disappearing behind these tensions is the man and his extremely broad culture and humanity, whose struggle was basically for a peaceful and enlightened world.

Editors, authors, and the publisher alike have been successful in producing this fine book with its hundreds of notes, illustrations, cross-references, and index.

Marcel H. Bickel, Bern

Fischer, Ernst Peter: **Einstein: Ein Genie und sein überfordertes Publikum.** Berlin etc., Springer, cop. 1996. XIV, 243 S. Ill. DM 36.-; SFr. 32.50. ISBN 3-540-61112-6.

Einstein steht auf vielen Buchtiteln. Meist folgen dann Biographien oder Einführungen in ausgewählte Kapitel der theoretischen Physik, teils ergänzt mit philosophischen Betrachtungen. *Ernst Peter Fischer* behauptet nun eine krasse Diskrepanz zwischen der Idee Einstein und dem Denken von *Albert Einstein* (1879–1955). Unsere Gesellschaft habe zwar ein Bild von jenem Genie, das die Physik umkämpfte und schlagartig populär wurde, sei aber von seinem Werk überfordert, weil verständnislos in fast jeder Hinsicht. An den Ausgleich dieses Defizits will der Autor, Professor für Wissenschaftsgeschichte in Konstanz, einen Beitrag leisten.

In einer persönlichen Annäherung an Einstein räumt Fischer mit verbreiteten Vorurteilen auf, zeichnet eine Kurzbiographie als Weltlinie und zeigt, wie gekonnt Einstein die deutsche Sprache – damals noch Sprache der Physik – beherrschte. Als seine eigentliche Leistung hingegen stellt er dar, wie Einstein die Begriffe Raum und Zeit als physikalische Grundgrößen neu definierte, und betont, dass er auch die Konsequenzen zeitlebens überdachte. Verstehen könne man ihn aber nur, wenn man die

Tatsache ernst nehmen, wie sehr seine Theorien dem gesunden Menschenverstand widersprechen. Nach einer Diskussion von Einsteins ablehnender Haltung gegenüber Quantentheorie und Komplementarität nimmt der Autor ihn als Anlass für einen Exkurs in die Theorie der Popularität von Wissenschaftlern. Schliesslich beklagt er für Deutschland einen Mangel an Wissenschaftskritik und fordert die Einbindung von Naturwissenschaft in das Geistesleben.

Das Buch regt zwar an zur Auseinandersetzung mit Einsteins Denken. Doch man erfährt ebensoviel über Naturwissenschaft und nebenbei noch etwas über den Autor selbst. Er ist getragen von seiner These, dass naturwissenschaftliche Ergebnisse, auch wenn sie bloss in mathematische Konstrukte münden, mit sinnlicher Wahrnehmung beginnen und mit logischer Erkenntnis komplementär verbunden sind. So ist es nicht verwunderlich, dass der Autor im Nachwort bei Max Wertheimers Produktivem Denken anlangt. Auf seine angekündigten nächsten Schritte in dieser Richtung darf man gespannt sein.

Bruno Meyer, Zug

Fye, W. Bruce: **American cardiology**. The history of a specialty and its college. Baltimore and London, The Johns Hopkins University Press, 1996. XVI, 489 p. Ill. \$ 24.95. ISBN 0-8018-5292-7.

Die Kardiologie als Spezialdisziplin entstand in den USA erst zu Anfang dieses Jahrhunderts aus der europäischen Tradition heraus. Bis zum Ersten Weltkrieg pilgerten zahlreiche amerikanische Ärzte vorwiegend nach Deutschland, wo dieses Fach in praktischer und wissenschaftlicher Hinsicht bereits einen hohen Standard aufwies. Die Entwicklung der amerikanischen Kardiologie verlief dennoch eher zögernd und blieb auf die grossen Städte im Osten beschränkt, so dass um 1940 sich nur etwa 1000 Ärzte als Herzspezialisten betrachteten. Der Exodus zahlreicher, vor allem jüdischer Ärzte aus Europa war ein bedeutender Faktor für die Entwicklung der Kardiologie in den USA, und Fye schildert eindrücklich die Schwierigkeiten ihrer Integration, bedingt durch Konkurrenzneid, latenten Antisemitismus und Reserviertheit gegenüber Fremden.

All dies führte zur Gründung des American College of Cardiology (ACC) durch die Einwanderer als Parallel- und Konkurrenzgesellschaft zur bestehenden American Heart Association (AHA). Dem Aufstieg des ACC und dem Ringen beider Gesellschaften um Einfluss wird im Buch breiter Raum gewidmet.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte die Kardiologie einen Aufschwung wie kaum eine andere medizinische Disziplin. Aufklärungsarbeit, kardiologische Trainingsprogramme, neue diagnostische (Herzkatheter) und therapeutische Methoden (Chirurgie am offenen Herzen, Schrittmacher, Transplantationen usw.) führten zu einem starken Interesse bei der Bevölkerung und bei staatlichen Stellen mit entsprechenden finanziellen Zuwendungen, und es wäre keine typisch amerikanische Story, würde nicht die Spur des Geldes sich wie ein roter Faden durch alle Kapitel ziehen.

Ein sehr lesenswertes Buch, flüssig geschrieben, ausführlich dokumentiert – eine Fundgrube für Interessierte.

Otfried Müller, Bern

Gantenbein, Urs Leo: **Schwitzkur und Angstschweiss**. Praktische Medizin in Winterthur seit 1300. Winterthur, Stadtbibliothek; Zürich, Chronos, 1996. 435 S. Ill. (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur, 327/1997). SFr. 48.–. ISBN 3-908050-15-4 (Stadtbibliothek); 3-905312-16-6 (Chronos).

Urs Leo Gantenbein, Allgemeinpraktiker in Winterthur und Mitarbeiter am medizinhistorischen Institut der Universität Zürich, legt mit dem 327.(!) Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur eine detailreiche und quellennahe, gut geschriebene und gut lesbare Studie über die praktische Medizin in Winterthur seit 1300 vor. Die Darstellung schreitet thematisch fort von der langen Badetradition zu den handwerklichen Schnitt- und Wundärzten, dann zu den gelehrten Leibärzten und gelangt über die Alchemie und das Apothekerwesen zu den paramedizinischen Gebräuchen, den Krankheiten und schliesslich zur Winterthurer Spitalgeschichte. Die gewählte Darstellungsart bewährt sich, denn sie zeigt Zusammenhänge auf, die kaum jedermann geläufig sind: Das Kapitel «Die Lust am Bade» beispielsweise beginnt mit dem Einblick in eine mittelalterliche Schwitzstube und endet beim Winterthurer Institut für Physiotherapie, die Geschichte der Chirurgie führt von den Barbieren und Scherern zur «Sulzer Medica» und damit zur modernen Medizinaltechnik aus Winterthur. Quellentexte zur lokalen Medizingeschichte (etwa ein Bericht über eine Staroperation von 1569) sowie Kurzbiographien über Winterthurer Medizinalpersonen aus alter und neuer Zeit bieten Grundlagen für weitere Forschungen.

Als Beispiel für das weite Interesse, das dieses Buch über die Winterthurer Medizingeschichte abzudecken vermag, diene der Bericht des Schwiderius Schreiber aus der Pest von 1611. Schwiderius beschreibt ein eigenes Todes-«Erlebnis», das erstaunliche Parallelen zu jenen Fällen aufweist, die 1975 vom amerikanischen Arzt Raymond Moody gesammelt worden sind.

Meinrad Suter, Zürich

Geschlechterverhältnisse in Medizin, Naturwissenschaft und Technik. Im Auftrag des Vorstandes der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik hrsg. von Christoph Meinel und Monika Renneberg. Bassum, Stuttgart, Verl. für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 1996. 349 S. Tab. DM 48.–. ISBN 3-928186-31-0.

Der Band trägt als Titel das Thema der 78. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften vom September 1995 in Bonn. Herausgegeben ist er vom Vorsitzenden und der Schriftführerin dieser Gesellschaft. Die 34 Beiträge, die er enthält, stammen zu gut drei Vierteln von Frauen; sie kreisen um männliche Verfügungsgewalt und weibliches Leben und Überleben in der entsprechenden Atmosphäre. Mit ihren vielfältigen Ansätzen bietet die Sammlung eine repräsentative Auswahl von aktuellen Arbeiten und Arbeitsweisen in diesem Gebiet. Manche AutorInnen rufen in Erinnerung, was den Frauen durch Wissenschaft und Wissenschaftsbetrieb angetan worden ist und was Mächtigeren den weniger Mächtigen weiterhin antun, manche treten angesichts der veränderten Marktsituation hörbar leiser, wodurch wieder neue frauengeschichtliche Themen – etwa weibliche Partizipation an männlicher Verfügungsgewalt – aufleuchten.

Signifikant wenig berührt bleiben manche Themen, die Männer oder Frauen beschämen könnten. «Die Frage nach dem Geschlecht ... stellt die unbewusst-selbstverständlichen Dominanzen in Frage, und das verursacht ... Irritationen. Nicht zuletzt ist diese Frage eine Machtfrage», schreibt dazu H. Mehrrens (««Unser geistiger Homosexualismus ist auch eine Verirrung!» – Geschlecht als Thema der Naturwissenschaftsgeschichte»). Schon immer ist der Beschämung, die der machthabende Mann der Frau in subtilem Spiel von Delegationen und Projektionen zuzuschieben neigt, erstrangige disziplinierende Bedeutung zugekommen. Die körperbezogene, sozusagen existentielle Scham pflegt mit besonderer Regelmässigkeit auf das schwache Geschlecht abgewälzt zu werden (J. Bleker: «Die Frau als Weib. Sex und Gender in der Medizingeschichte»), die eigene Ehre macht der Mann an Immateriellerem und Umschriebenerem fest.

So interessieren besonders Arbeiten zur Geschichte männlicher Körperlichkeit. A. Hessenbruch zeigt («Geschlechterverhältnis und rationalisierte Röntgenologie»), wie man(n) die Frau zum Maschinenteil machen kann, B. Orland («Geschlecht als Kategorie in der Technikhistoriographie»), wie körperliche Mannestugenden an Maschinen und Waffen delegiert werden, B. Grundler geht der Maschinen- und Waffenidentität des Kriegsfliegers nach und der Rolle fliegender Frauen als Verbreiterinnen «des Fluggedankens im Volke» («Geschlechterverhältnisse in der Luftfahrt bis zum Zweiten Weltkrieg»). M. Osietzki macht auf die «affektiven Implikationen» wissenschaftlich-technischen Redens über Energie («die erste Tugend des Mannes») und über Kräfteökonomie, «Verlustproblem» und «Reibungsarbeit» oder «Wärmetod» aufmerksam («Energie und Entropie: Überlegungen zu Thermodynamik und Geschlechterordnung»). Erfrischend trockener Witz durchzieht B. Schmuckis ««Mehr Frauen in den Fahrdienst!» – Geschlechterverhältnisse am Steuer von Tram und Bus». Auch nachdem 1972 das Verbot aufgehoben worden war, welches keine Frauen in den Führerständen duldete, scheiterte, so die Autorin, deren Einstellung in der Praxis oft an deren Körperlichkeit, namentlich «an fehlenden Damentoiletten an den Endstationen». Einen schwer erträglichen Blick auf männlichen Umgang mit dem eigenen und dem fremden Körper schliesslich tut S. Jansen («Männer, Insekten und Krieg: Zur Geschichte der angewandten Entomologie in Deutschland, 1900–1925»). Sie zeigt, wie der Gasangriff auf schädliche Insekten bruchlos in den Gaskrieg des Ersten und die Menschenvergasungen des Zweiten Weltkriegs übergehen. So mündet die Geschichte der Geschlechterverhältnisse in die Geschichte der Macht als der kalten, beziehungslosen Verfügungsgewalt.

Esther Fischer-Homberger, Bern

Gloy, Karen: **Das Verständnis der Natur**. Zweiter Band: **Die Geschichte des ganzheitlichen Denkens**. München, Beck, 1996. 274 S. DM 48.–; SFr. 46.–. ISBN 3-406-38551-6.

Nach der Beschreibung der Geschichte des wissenschaftlichen Denkens legt Karen Gloy, Professorin für Philosophie in Luzern, nun den zweiten Band ihres Werkes «Das Verständnis der Natur» (München 1995) vor. Die Geschichte des ganzheitlichen Denkens wird hier von der «*naturmagischen*» (S. 11) Auffassung der Renaissance über Leibniz' Monadologie, die Naturphilosophie des Idealismus und der Romantik bis

hin zu den Strömungen des Vitalismus, Holismus, New Age, der Anthroposophie und der ökologischen Gesinnungen der neueren Zeit verfolgt. Das Buch versucht eine zusammenschauende Darstellung der genannten Epochen in grossen Zügen und erliegt damit stellenweise unzulässigen Vereinfachungen der Sachverhalte. So etwa im Kapitel über die Naturphilosophie des Idealismus und der Romantik, in dem die Autorin einige populäre, unfruchtbare, längst überholte Romantik-Urteile präsentiert. So habe sich diese laut Gloy beispielsweise «*nicht so sehr mit dem Hier und Jetzt der sichtbaren, hellen, klaren Tages- und Verstandeswelt ... befasst*», sondern vielmehr mit «*der Tiefe des Fühlens und Erlebens*» (S. 106). Der wünschenswerte Versuch einer zusammenfassenden Darstellung erscheint insbesondere hier misslungen, zumindest liegen inzwischen weit überzeugendere, detailliertere Versuche einer philosophisch fundierten Überschau der Epoche vor (vgl. Reinhardt Mocek 1995, S. 100–127). Die philosophischen Anschauungen der Natur zur Zeit des Idealismus und der Romantik werden von Gloy «*stellvertretend exponierend*» unterteilt in eine «*begrifflich-spekulative*» (Schelling), eine «*emotional-irrationale*» (Novalis) und eine «*ästhetische*» (Hölderlin) Strömung, eine summarische Kategorisierung, deren Vereinfachung schon bei den genannten Autoren nicht unproblematisch erscheint, insbesondere sich aber wohl kaum in der vielfältigen Wirkungsgeschichte der genannten Denker aufrechterhalten lässt.

Erstaunlich auch, dass den Umschlag des Buches ein Farbenkreis-Aquarell Goethes zierte, die «*sinnlich-sittlichen*» Wirkungen der Farben illustrierend, obwohl dieser zweite Band des «*Verständnisses der Natur*» Goethes organozistische Naturauffassung nirgends näher aufgreift. Und auch die Verfolgung des ganzheitlichen Denkens in den philosophischen Strömungen der Moderne lässt zum Teil Widerspruch aufkeimen, wenn etwa die Anthropologie Victor von Weizsäckers allzu prägnant in die «*Herkunft von Schelling*» (S. 79) gestellt wird.

Nicht zuletzt unterliegt das Werk bei allem Kenntnisreichtum der Originalliteratur streckenweise allzusehr dem Sprachduktus philosophischer Fachterminologie. Es erinnert darin zuweilen entfernt an eine schöne, bittere Wendung des wortgewaltigen Göttinger Physikers, Aufklärers und genialen Aphoristikers Georg Christoph Lichtenberg. Dieser drückt einen ähnlichen Eindruck in unvergleichlicher Art wie folgt aus: «*Er hatte eine so frachtbriefmässige Art sich auszudrücken, dass es gar kein lebendiger Mensch bei ihm ausdauern konnte*» (Sudelbücher E, 43).

Stefan Grosche, Dresden

Goerke, Heinz: **Am Puls der Medizin. Arzt im 20. Jahrhundert.** Eine Autobiographie. Hildesheim etc., Olms, 1996. 334 S. Ill., Portr. DM 39.80. ISBN 3-487-10293-5.

Heinz Goerke, ehemaliger Ordinarius für Medizingeschichte in Berlin und München, tritt zu Beginn seines neunten Lebensjahrzehnts mit einer Autobiographie an die Öffentlichkeit. Er schildert darin seine Schul- und Militärzeit in Potsdam, das Medizinstudium an den Universitäten von Berlin und Jena und seine Kriegsdienste als Truppenarzt eines «*Magenbataillons*» der deutschen Wehrmacht. Nach dem Zusammenbruch folgte eine Tätigkeit als Potsdamer Allgemeinpraktiker, Amtsarzt im Berliner Ostsektor und 1951 schliesslich die Übersiedlung in den Westsektor Berlins. 1952 bis 1957 fand Goerke eine Arbeit als Röntgenologe in Örebro/Schweden, danach als ra-

diologischer Chefarzt in Berlin. Schon in Schweden hatte sich Goerke mit der Medizingeschichte befasst, konnte sich 1960 in Berlin mit einer Arbeit über die deutsch-schwedischen Beziehungen in der Medizin des 18. Jahrhunderts habilitieren und wurde 1962 erster Direktor des neugegründeten Instituts für Medizingeschichte an der Freien Universität. Parallel zu seiner Lehrtätigkeit war der an Organisations- und Verwaltungsfragen überaus interessierte Medizinhistoriker 1967 bis 1969 als ärztlicher Direktor des im Aufbau befindlichen Klinikums Steglitz tätig. Der Ruf an die Maximilians-Universität München war wiederum mit der ärztlichen Direktion eines im Entstehen begriffenen Grosskrankenhauses verbunden, nämlich des Klinikums Grosshadern. Publizistisch ist Goerke vor allem mit seinen zwei reich illustrierten Bänden «Arzt und Heilkunde» (1984) sowie «Medizin und Technik» (1988) hervorgetreten. Dauerndes vermochte er 1973 auch mit der Gründung des Deutschen Medizinhistorischen Museums in Ingolstadt zu schaffen. Goerke versuchte stets, neben der historischen Betrachtung seines Fachs dessen neueste Entwicklungen aktiv mitzuverfolgen und zog – so jedenfalls der Eindruck auch des unvoreingenommenen Lesers – mit sicherem Machtinstinkt an allen ihm erreichbaren wissenschafts- und gesundheitspolitischen Strippen.

Von Selbstkritik, philosophischer Grübelei, ja sogar von historisch sorgfältiger Analyse scheint der Autor dieser Autobiographie völlig unbelastet. Übertriebene Bescheidenheit ist Goerkes Stärke nicht; dies zeigt der Buchtitel, dies zeigt die lückenlose Aufzählung aller Ehrungen bis hin zu lobenden Artikeln in der Tagespresse, was bei einer Festschrift unvermeidlich sein mag, bei einer Autobiographie aber selbstgefällig und mitunter sogar ärgerlich wirkt. So entsteht denn im Buch «Am Puls der Medizin» ein detailreiches, nicht aber unbedingt ein einnehmendes Lebensbild. Der in allen Lebenslagen spürbare Opportunismus braucht ja nicht mit erhobenem Zeigefinger verurteilt zu werden, müsste sich aber auch nicht über dreihundert Seiten selber feiern. Vom Historiker Goerke hätte man eine tiefgründigere Schilderung der durchlebten Zeitläufe von Kaiserreich, Weimarer Republik, Naziherrschaft und schliesslich der Nachkriegszeit erwartet, vom Arzt Goerke zumindest eine kritischere Beurteilung des von ihm medizinisch betreuten «Magenbataillons», das in der Schlussphase des Weltkriegs einzig dem menschenverachtenden Ziel diente, magenranke Männer an die Front zu werfen. Wir kennen Medizinhistoriker, die auf pompöse Autobiographien bewusst verzichtet haben, obwohl ihr Leben mindestens so spannend wie dasjenige Goerkes verlaufen ist und obwohl sie wegen ihres gesinnungsmässigen Rückgrats schwere persönliche Nachteile und Karriereeinbrüche in Kauf genommen haben.

Christoph Mörgeli, Zürich

Haskell, Francis: **Die Geschichte und ihre Bilder.** Die Kunst und die Deutung der Vergangenheit. Aus dem Engl. übers. von Michael Bischoff. München, Beck, cop. 1995. 588 S. Ill. DM 168.–. ISBN 3-406-391-87-7.

Die methodische Forderung, Kunstwerke als historische Quellen zu nutzen, ist vor allem von der *Ecole des Annales* erhoben worden, wenn auch nur wenige ihrer Vertreter, Georges Duby bei der Interpretation der mittelalterlichen Kultur und Philippe Ariès in der «Geschichte des Alltags», sich in nennenswertem Masse mit bildlichen Quellen auseinandergesetzt haben. Francis Haskell kommt nun das besondere Ver-

dienst zu, die für den Historiker grundlegende Methodenfrage nach der «potentiellen Bedeutung der Künste als Quelle historischer Forschung» (S. 15) ebenso umfassend wie gründlich bearbeitet zu haben. Dabei gehört es zu Haskells eigener Methode, um den Einfluss des Bildes auf das historische Denken darzustellen, einerseits «den Charakter der vorhandenen Bildwerke» und andererseits «das Vorgehen jener Historiker aufzuzeigen, die sich in ihrem Denken von ihnen [den Bildwerken] beeinflussen liessen». Somit ist der Anspruch des Buches weit gespannt. Er reicht von der Reflexion der Beziehung zwischen Kunsthistoriker und Historiker sowie der Fragen, die vor der historiographischen Benutzung eines Bildes geklärt sein müssen (soziale Situation der Entstehung, Zwecke der Auftraggeber und der Künstler, technische Mittel und Geschmack der Zeit, zeitgenössische Reaktionen), bis hin zu dem konsequenten und, wie nur die Lektüre des Buches selbst bestätigen kann, gelungenen Versuch, den «Empfindungen und Argumenten einzelner Historiker bei der Betrachtung bestimmter Kunstwerke nachzugehen» (S. 16).

Haskell beginnt die Diskussion der Methodenfrage mit Petrarcas Begeisterung für Münzbildnisse römischer Kaiser und schliesst mit dem Geschichtswerk von Johan Huizinga, der im Blick auf die zu interpretierenden Bilder Stil- und Qualitätsfragen die gebührende Beachtung schenkte und sich der damit verbundenen methodischen Probleme, wie in der historischen Forschung Dokumente der Kunst und schriftliche Quellen sowohl in ihrer je eigenen Bedeutung als auch in der sich gegenseitig interpretierenden Funktion zu verstehen sind, bewusst war. Auf diese Weise wird zwischen dem 14. und 20. Jahrhundert in einer ebenso differenzierenden wie tiefgehenden Darstellung die Entwicklung der historiographischen Nutzung figurativer Quellen durchschritten, die mit dem Versuch des frühen Renaissancegelehrten, die antike Welt in Bildern wiederzuerkennen, beginnt und mit Huizingas metaphorisch gewendeter Frage endet, inwiefern der Historiker sich selbst von der Vergangenheit ein «Bild» macht und Geschichtsschreibung somit, der Kunst vergleichbar, «Schaffung von Bildern» (S. 501) bedeutet. Haskells Werk ist als Beitrag von grundsätzlicher Bedeutung für die Historiographie anzusehen, in dem die Grundfragen der Interpretation von Bildquellen in ihrer ganzen Komplexität diskutiert werden.

Josef N. Neumann, Halle (Saale)

Heilemann, Hubert Gottfried: **Goethe. Eine Krankengeschichte und kritische Darstellung der pathographischen Literatur.** Diss. Med. Berlin (FU) 1989. 222 S.

Seit der heroisierenden Darstellung der Krankengeschichte Goethes von Wolfgang Heinrich Veil («*Goethe als Patient*», 1939¹, 1946², 1963³), die in ihren Materialien übrigens erkennbar an der weit weniger bekannten Dissertation von Friedrich Lorenz («*Goethes Leben. Eine Krankengeschichte*»; Diss. med. Jena 1938) haftet, ist lange keine wissenschaftliche Untersuchung zur Pathographie Goethes erschienen. Zwar setzt sich auch der bislang umfangreichste Versuch einer Aktualisierung der Anschauungen Goethes für eine naturwissenschaftlich geprägte moderne Medizin (Frank Nager: «*Der heilkundige Dichter. Goethe und die Medizin*» Zürich 1990), seit Eugen Bleulers Aufsatz «*Das autistisch-undisziplinierte Denken in der Medizin und seine Überwindung*» (Berlin 1919) zugleich die wohl selbstkritischste Bestandesaufnahme unreflektierter medizinisch-kollektiver Weltanschauung, mit der Krankengeschichte Goethes auseinander. Allerdings wird hier keine umfassende Analyse der

verfügbaren Quellen intendiert, vielmehr steht die Beanspruchung der heilkundigen Anschauungen des Dichters als «*Mahnung und Trost für eine heillose Welt*» (I. Müller) im Vordergrund. Weitere medizinhistorisch motivierte Veröffentlichungen (M. Wenzel 1992; I. Müller 1995; H. Reckendorf 1997), auch die beeindruckende Studie «*Goethe – seine Kunst zu leben*» von Heinrich Schipperges (Frankfurt 1996) bieten bezüglich der Krankengeschichte Goethes keine wesentlich neuen Gesichtspunkte.

Erstaunlich, dass allen genannten jüngeren Arbeiten die wohl umfangreichste und zuverlässigste wissenschaftliche Untersuchung zur Pathographie Goethes entgeht: die massgebliche medizinhistorische Dissertation von H. G. Heilemann, die unter der Betreuung von Rolf Winau (Institut für Geschichte der Medizin der FU Berlin) bereits 1989 erschien, und deren Veröffentlichung bedauerlicherweise bislang nicht erfolgte. Die Arbeit fühlt sich dem biographischen Positivismus der Goethe-Forschung verpflichtet (S. 10), sie vermeidet strikt «*unüberprüfbare Ansichten über den Zusammenhang zwischen Krankheit, Kunstwerk und Persönlichkeit*» (S. 183). Die erschöpfende und kritische Darstellung der vorliegenden medizinhistorischen Literatur zu Goethe (S. 13–52) stellt ein besonderes Verdienst der Arbeit dar, sie macht das Desiderat einer historisch wie medizinisch kompetenten Analyse der biographischen Quellen und zeitgenössischen Stellungnahmen allzu offenkundig. Die zugrundeliegenden Dokumente werden in bislang einzigartiger Fülle erfasst und nachgewiesen. Medizinhistorische Diagnosen werden mit der erforderlichen Behutsamkeit gestellt, unter Berücksichtigung der Tatsache, dass «*apodiktische Feststellungen*» (S. 183) in Anbetracht der Ermangelung wesentlicher Stützen medizinischer Diagnostik (körperlicher und psychischer Untersuchungsbefund, technische Untersuchungen, Obduktion) verfehlt sind.

In diesem bemerkenswert vollständigen Überblick kristallisieren sich anhand der Zeugnisse in weitestgehend nachvollziehbarer Weise die folgenden, wesentlichen Erkrankungen Goethes heraus (S. 53–180): Lungen- und Halslymphknotentuberkulose (1768/69), Gesichtserysipel mit Hirnhautentzündung (1801), Nierenkoliken (1804–1812), Herzinfarkt (1823), reversible Halbseitenlähmung (1823), Speiseröhrenblutung (1830), Tod durch erneuten Herzinfarkt und Lungenentzündung (1832). Erst angesichts derartiger «Multimorbidität» (um einen der diskriminierendsten Begriffe moderner Medizin zu verwenden) wird das vielzitierte Paradoxon der Fähigkeit Goethes zu sogenannten «*gesunden Krankheiten*», welche «*in einem gewissen regelmässigen Gange, und mit kräftigen und vollkommenen Entscheidungen sich entwickeln und vorübergehen*» (Carus 1843, S. 57) einsichtig, als deren Charakteristik Heinrich Schipperges herausstellt: «*Es ist das in allem Krank-Sein immer wieder von neuem Gesunden, welches das Geheimnis von Goethes Lebenskunst ausmacht*» (Schipperges 1996, S. 130). Die Zusammenfassung der Pathographie Goethes klingt aus in folgender schöner Wendung des Autors: «*Frei von materiellen Sorgen, bereits als Kind intensiv gefördert, begünstigt durch eine widerstandsfähige Konstitution, die auch gravierende Erkrankungen nicht erschüttern konnten, gefestigt in gelassener Selbstsicherheit durch die schon in jungen Jahren gewonnene Erkenntnis der eigenen exzeptionellen Bedeutung, nicht dadurch irritiert, stabil gegenüber psychotischer Entgleisung, geschickt in der harmonischen Integration potentiell gefährdender Persönlichkeitszüge, begnadet mit einer selbst im höchsten Alter nicht versiegenden Kreativität – so stellt sich, umrisshaft skizziert, die Person Goethes einer medizinhistorischen Betrachtung dar*» (S. 185).

Stefan Grosche, Dresden

Herbst, Klaus-Dieter: **Die Entwicklung des Meridiankreises 1700–1850.** Genesis eines astronomischen Hauptinstrumentes unter Berücksichtigung des Wechselverhältnisses zwischen Astronomie, Astro-Technik und Technik. Bassum, Stuttgart, Verl. für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 1996. 225 S. Ill. DM 70.–. ISBN 3-928186-21-3.

Klaus-Dieter Herbst zeichnet in seiner Studie fachkundig die Erfindung, Entwicklung, Einführung und Verbreitung des Meridiankreises als astronomisches Hauptinstrument der Sternwarten des 19. Jahrhunderts nach. Die Hauptaufgabe des Meridiankreises bestand in der genauen Bestimmung der Positionen der Sterne. Obwohl der Meridiankreis bereits anfangs des 18. Jahrhunderts durch Olaf Römer erfunden wurde, erkannte man die Leistungsfähigkeit dieses Instrumentes erst gegen Ende desselben Jahrhunderts. Nochmals später, in den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, wurde es zu seiner Reife entwickelt. Herbst kann aufgrund seiner Quellen plausibel machen, dass die lange Verzögerung der Anwendung dieses Instrumententyps nach seiner Erfindung zum einen damit zu tun hat, dass herkömmliche Instrumententypen wie Mauerquadranten, Zenitsektoren und Passageninstrumente im Zusammenhang mit einer genau gehenden Uhr den Ansprüchen der Astronomen noch lange genügten und zum anderen die technischen Hilfsmittel, wie genügend genaue Teilapparate und Drehbänke, um die Meridiankreise herzustellen, erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts so weit entwickelt waren, dass sie technisch den hohen Anforderungen an die Herstellung des Meridiankreises entsprachen. Ein weiterer Grund für die Verzögerung lag in den Gewohnheiten und Vorurteilen der beobachtenden Astronomen selbst. Herbst verfolgt sowohl die technischen Seiten wie die human-gesellschaftlichen Aspekte der Einführung dieses Instrumentes in England und auf dem europäischen Kontinent. Er belegt seine Thesen und Aussagen mit vielen Zitaten aus Briefwechseln der beteiligten Wissenschaftler und Instrumentenbauer wie von interessierten Kreisen der Gesellschaft. Die Studie ist entsprechend umfassend und die Ergebnisse gut abgestützt. Das Buch ist auch für den Nichtfachmann verständlich geschrieben, da Herbst sowohl am Anfang wie am Ende des Buches einen historischen Überblick gibt. Der umfassende Informationswert der Studie wird lediglich dadurch eingeschränkt, dass Herbst beim Leser das Wissen um die Anwendung der verschiedenen im Text erwähnten Instrumente weitgehend voraussetzt.

Ludwig Oechslin, Zürich/Luzern

Hoffmann-Axthelm, Walter: **Geschichte der Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie.** Walter Hoffmann-Axthelm gemeinsam mit Hans-Joachim Neumann, Gerhard Pfeifer, Robert Stiebitz. Berlin etc., Quintessenz-Verl., cop. 1995. 351 S. Ill. DM 189.–. ISBN 3-87-652-077-0.

Die Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie hat sich als selbständiges Fachgebiet erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts etabliert. Über die Ursprünge und die Entwicklung dieses Fachgebietes gab es bis anhin kein Übersichtswerk.

Walter Hoffmann-Axthelm hat sein neues Standardwerk nicht mehr alleine verfasst, sondern zusammen mit drei Mitautoren, die Professoren für Kiefer- und Gesichtschirurgie sind. Die äusserliche Erscheinung des Buches sowie das Layout ent-

sprechen dem bereits bekannten Standardwerk von Hoffmann-Axthelm über «Die Geschichte der Zahnheilkunde».

Das Buch ist in zwei Hauptteile gegliedert. Im ersten Teil befasst sich Walter Hoffmann-Axthelm mit chirurgischen Eingriffen, die er vom alten Orient bis ins 18. Jahrhundert abhandelt. Der zweite Teil beschreibt die ersten wissenschaftlichen Ansätze der heutigen Kiefer- und Gesichtschirurgie, die im 19. Jahrhundert feststellbar werden. Danach verfolgt der zweite Teil die Weiterentwicklung dieser ersten Ansätze bis 1995. Der zweite Teil wird neben Hoffmann-Axthelm vor allem von den drei Mitautoren verfasst. Robert Stiebitz behandelt in seinem Abschnitt die Chirurgie des Kiefergelenkes sowie die konservative wie auch chirurgische Therapie der Lippen-, Kiefer- und Gaumenspalten. Hans-Joachim Neumann gibt in seinem Abschnitt einen Einblick in die Entwicklung der plastisch-rekonstruktiven Gesichtschirurgie. Gerhard Pfeifer beschliesst den zweiten Hauptteil, indem er auf die rasante Entwicklung zwischen 1945 und 1995 eingeht. Dabei beleuchtet er auch standespolitische Probleme. Den Schluss des neuen Standardwerkes von Hoffmann-Axthelm bildet ein längeres Nachwort der drei Mitautoren, in dem sie das Leben und das Werk von Walter Hoffmann-Axthelm würdigen.

Guido Sigron, Uster

Holzhey, Helmut; Boschung, Urs (Hrsg.): **Gesundheit und Krankheit im 18. Jahrhundert**. Referate der Tagung der Schweiz. Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts. Bern, 1. und 2. Oktober 1993. – *Santé et maladie au XVIII^e siècle ... Amsterdam etc., Rodopi, 1995. 229 p. (Clio Medica, 31). Hfl. 90.–; \$ 60.–. ISBN 90-5183-816-6.*

Les contributions de ce collectif, rédigées soit en allemand soit en français, proposent une approche de différentes conceptions de la santé et de la maladie au XVIII^e siècle par le biais de parcours individuels, ou de l'analyse de discours savants (médical, littéraire, judiciaire, philosophique). Un champ prometteur qui sort du domaine à proprement parler de l'histoire «scientifique» de la médecine pour jeter des ponts entre le discours médical de l'époque, la culture (populaire et de l'élite) et le quotidien. S'il est vrai que, comme souvent dans des publications de cette nature, les préoccupations des auteurs partent dans des directions différentes, les éclairages présentés n'en forment pas moins un jalon important dans la compréhension de la santé dans l'espace helvétique – et même au-delà – au XVIII^e siècle. Le nombre d'auteurs et le peu de place qui m'est imparti ne me permet qu'un rapide survol des principales orientations choisies. Mentionnons d'abord une série de textes bien documentés qui retracent les attitudes et réactions d'individus confrontés directement ou indirectement à des problèmes de santé. Dépassant l'historique du parcours du malade, plusieurs contributions permettent d'explorer la perception que le sujet ou son entourage pouvait avoir des dysfonctionnements corporels. Signalons aussi des analyses de nature littéraire ouvrant la discussion sur la santé et la maladie dans des œuvres du XVIII^e siècle (Swift et Gessner). Ces travaux montrent bien le hiatus entre les idéaux sociaux imaginés et la réalité contemporaine en matière de santé, mais esquissent aussi une réflexion sur l'interaction entre réalité et fiction. L'étude de projets de réforme de calendriers (populaires) et de plusieurs périodiques incitent trois auteurs à se pencher sur la vulgarisation médicale dans le territoire actuel de la Confédération; les résul-

tats donnent lieu à des réflexions érudites sur les conceptions et motivations des éditeurs et auteurs, ainsi qu'une discussion du public visé. L'ensemble suggère l'impact de telles publications dans la pratique et l'imaginaire du patient au XVIII^e siècle. Dans un registre plus «savant», d'une part, l'étude du concept de «santé» (et de maladie) dans des articles de l'Encyclopédie, de l'autre, les idées qu'entretiennent deux grands médecins du siècle (Haller et La Mettrie) de la maladie, permettant à deux chercheurs d'explorer des compréhensions possibles de phénomènes morbides au XVIII^e siècle. D'autres auteurs proposent un regard d'une portée plus large, soit en retraçant les interactions entre le monde médical européen avec d'autres domaines tels que la justice (médecine légale), la politique (l'hygiène) soit encore avec d'autres lieux (la Russie). En résumé, un ouvrage que liront avec plaisir ceux qui s'intéressent à une compréhension socio-culturelle de la maladie dans le passé.

Philip Rieder, Genève

Immunology: the making of a modern science. Ed. by Richard B. Gallagher, Jean Gilder, G. J. V. Nossal and Gaetano Salvatore. London etc., Academic Press, cop. 1995. VIII, 246 p. Ill. Portr. £ 27.50. ISBN 0-12-274020-3.

Dieses Buch geht auf den achten Kurs an der Stazione Zoologica «Anton Dohrn» in Neapel 1992 zurück. Es vereinigt 19 Referate von 22 Autoren, die ihre Sicht der Entwicklung der Immunologie von ca. 1880 bis ca. 1980 vorstellen. Der einzige professionelle Wissenschaftshistoriker (ein ehemaliger Immunologe) ist A. M. Silverstein, dem wir ein wertvolles Buch über die Geschichte der Immunologie verdanken, und der hier eine historische Einleitung liefert und in einem zweiten Beitrag an seine Arbeiten über Immunreaktionen beim fetalen Schaf erinnert. Die anderen Autoren sind, in der Reihenfolge, wie sie im Buch erscheinen: D. W. Talmage, G. J. V. Nossal, I. R. Mackay, J. L. Gowans, J. F. A. P. Miller, R. M. Zinkernagel, R. H. Schwartz, J. Dausset und F. T. Rapaport, A. Nisonoff, B. H. Waksman und J. J. Oppenheim, S. Tonegawa, M. M. Davis, J. E. Murray, Z. Ovary und S. Furusawa, G. Klein und E. Klein, B. S. Blumberg, N. R. Rose. Es handelt sich um persönlich gefärbte Notizen zu Vorgängen, an denen die Autoren beteiligt waren. Die angedeuteten historischen Hintergründe wiederholen sich mehrmals. Warum im Titel «modern science» steht, ist nicht ganz klar: Es wird sich ja im Handumdrehen um eine «old science» handeln. Jedenfalls ist die Kontinuität, wie sie in vielen der Artikel zum Ausdruck kommt, beeindruckender als die Zäsur, die der Titel impliziert.

Jean Lindenmann, Zürich

Kaufmann, Doris: **Aufklärung, bürgerliche Selbsterfahrung und die «Erfindung» der Psychiatrie in Deutschland, 1770–1850.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1995. 361 S. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 122). DM 78.–. ISBN 3-525-35437-1.

Die 361 Seiten starke Arbeit basiert auf der Habilitationsschrift von Doris Kaufmann und wurde ursprünglich unter dem Titel «Die Irrenfrage im Entstehungsprozess der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland, 1770–1850» am Institut für Geschichtswissenschaften an der TU Berlin 1988 begonnen und in Princeton 1993 beendet.

Die hier vorliegende Buchform zeichnet sich unter anderem durch den grossen Apparat aus, der das Lesen zwar interessant aber auch sehr holprig und mühsam macht. Unterteilt ist es in 4 Abschnitte. Der erste zeigt, wie der aufklärerische Selbstverständigungsdiskurs – ausgehend von dem Bewusstsein der jederzeit möglichen eigenen psychischen Grenzüberschreitung – auch einen Einstellungswandel gegenüber den Irren nach sich zog, die in den alten Internierungsstätten gemeinsam mit Verbrechern, Armen, Waisen und Siechen untergebracht waren. Im zweiten Teil wird gezeigt, wie Irrsinn zur Krankheit wird und damit verbunden Irrenhäuser zu Heilanstalten. Parallel dazu läuft auch die Professionalisierung einer besonderen Gruppe von «psychischen» Ärzten. Im dritten Teil, der die Sozialgeschichte der Irren aufzeigt, wird dargelegt, dass es nicht nur die foucaultsche Einsperrung gab, sondern auch als Gegenstück die Versorgung und Behandlung in der ländlichen Welt. Schlussendlich viertens die Diskussion über den Zusammenhang von psychischer Abweichung und Kriminalität. Mit diesen neuen Theorien und Krankheitsbildern begründeten die psychischen Ärzte vor Gericht ihre neu beanspruchte Expertenrolle.

Dieser Prozess irrenärztlicher Erfahrung wird anhand von gedruckten Krankengeschichten jener Zeit erarbeitet und dargestellt und führt schliesslich Mitte des 19. Jahrhunderts zur Grundlage eines wissenschaftlichen Systems der Psychiatrie.

René Renggli, Basel

Kersting, Franz-Werner: **Anstaltsärzte zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik.** Das Beispiel Westfalen. Paderborn, Schöningh, 1996. XV, 435 S. (Westfälisches Institut für Regionalgeschichte, Landschaftsverband Westfalen-Lippe: Forschungen zur Regionalgeschichte, 17). DM 74.–; SFr. 67.80. ISBN 3-506-79589-9.

Unter verschiedenen Stichworten, z.B. Laufbahnpolitik, Sozialstruktur, Dienststruktur, wird die Situation der in westfälischen psychiatrischen Spitälern zwischen 1900 und 1950 tätigen Ärzte dargestellt. Auch wenn der Verfasser es nicht ausspricht, so wird doch ein grosses Elend aufgezeigt: Ärztemangel, übervolle Spitäler, therapeutischer Nihilismus. Die minutiöse Aufarbeitung von Akten mündet begreiflicherweise in die Frage, wie sich die Ärzte in Westfalen in der Hitler'schen Euthanasieaktion verhalten haben. Dass es sich diesbezüglich um ein nochmaliges «Aufarbeiten» der Vergangenheit handeln soll – trotz der immensen Literatur – muss der Leser seufzend zur Kenntnis nehmen. Er wird aber positiv feststellen, dass der Verfasser sehr vorsichtig und ausgewogen mit dem heiklen Thema umgegangen ist und mit Aburteilungen zurückhaltend war.

Ob es im Rahmen einer Forschung zur Regionalgeschichte wirklich nötig war, durch obstinate Gründlichkeit den Band auf über 400 Seiten anschwellen zu lassen, muss der Rezensent als Frage offen lassen. Den Mediziner als Psychatriehistoriographen wird zwar am Zeug geflickt, aber der «zünftige» Verfasser scheint mir übers Ziel hinauszuschiessen, wenn er in eine überspitzte Dokumentiersucht verfällt. Ist es denn für das Geschichtsverständnis wichtig, ob ein völlig unbedeutender Mediziner zu diesem oder jenem Zeitpunkt den Titel «Medizinalrat» erhielt? (S. 148) Mit Bedauern nimmt der Rezensent als ehemaliger Klinikleiter zur Kenntnis, dass seine Kollegen zwischen 1933 und 1945 zu 70% Parteigenossen waren, während unter den deutschen Ärzten allgemein nur 45% der Partei angehörten.

Sehr bedenkenswert ist, was der Verfasser über das Schicksal der porträtierten Psychiater in der Nachkriegszeit schreibt.

Christian Müller, Bern

Krafft, Fritz (Hrsg.): «... **der Himmel bewahre Sie vor einer socialistischen Herrschaft!**» Briefe von Robert Wilhelm Bunsen an Théophile Jules Pelouze und Henri Victor Regnault aus den Jahren 1841, 1848 und 1851 in der Universitätsbibliothek Marburg, hrsg. sowie in das politische und wissenschaftliche Zeitgeschehen eingeordnet von Fritz Krafft. Marburg, 1996. 120 S., 8 Bl. Ill. Faks., Portr. (Schriften der Universitätsbibliothek Marburg, 74). DM 20.– (zu beziehen über die Universitätsbibliothek Marburg, Wilhelm-Röpke-Str. 4, D-35039 Marburg). ISBN 3-8185-0195-5; ISSN 0931-7163.

In den Briefen an seine französischen Kollegen ersucht Bunsen um die Publikation seiner Forschungsarbeiten in französischen Fachorganen. Die geäußerte Befürchtung hinsichtlich «socialistischer Herrschaft» blieb unbegründet: sie trat nicht ein. Ergänzt werden die Briefe, die zum weiteren Inhalt der Broschüre wenig Beziehung haben, durch Reisen Bunsen's, die seiner Weiterbildung dienten und später zu Forschungsreisen wurden. Die «Rösselsprünge» des Herausgebers setzen eine umfassende Kenntnis der Materie voraus. Namen wie Berzelius, Wöhler, Rose, Mitscherlich, Gustav Robert Kirchhoff, mit dem Bunsen die Spektralanalyse begründete, tauchen auf und umreissen durch die Summe der Forschungsergebnisse das physikalische Universum damaliger Zeit. Dass sich trotz – im heutigen Sinne – primitiver Apparaturen konkrete Ergebnisse ergaben, bleibt Gegenstand der Bewunderung. Informativ bietet das letzte Kapitel «Eudiometrie» – Arbeiten zur praktischen (Physiko)-Chemie der Gase – dem Leser wesentlich mehr als die abgehandelten Begegnungen und Daten im Mittelteil. Etwas knapp ist die Nennung von Bunsens geologisch-vulkanischen Ergebnissen in Island «Beitrag zur Kenntnis des isländischen Tuffgebirges» und «Über den inneren Zusammenhang der pseudovulkanischen Erscheinungen Islands», die seinen Ruf als Wissenschaftler wie auch seine Experimente im Verfahren zur Gasanalyse bei Verhüttungsprozessen festigten. Ein Stahlstich zeigt die Apparatur, die Bunsen für seine eudiometrischen Untersuchungen benutzte. Ansonsten ist das kleine Werk – 120 Seiten plus Anhang – recht abgerundet und bietet einen guten Einstieg in die Forschungen Robert Bunsens und seiner Zeit.

Alfred G. Kauertz, Naters

Kruse, Britta-Juliane: **Verborgene Heilkünste. Geschichte der Frauenmedizin im Spätmittelalter.** Berlin etc., de Gruyter, 1996. IX, 498 S. Ill. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, 5/239). DM 192.–. ISBN 3-11-014704-1.

Die Autorin legt sozusagen zwei Bücher in einem vor: ein Werk über die spätmittelalterliche Frauenmedizin im deutschen Sprachbereich und sechs in verschiedenen deutschen Bibliotheken liegende, bisher unedierte Handschriften zum Thema.

Der Editionsteil von etwa 160 Seiten, dem ein Glossar beigegeben ist, umfasst: «Von der Natur der Frauen und ihren Krankheiten und andere frauenheilkundliche Texte», «Die handschriftliche Vorstufe des <Frauenbüchleins> von Pseudo-Ortolf und

Auszüge aus den «Problemata» des Pseudo-Aristoteles», «Traktat von Empfängnis und Geburt und frauenheilkundliche Rezepte», «Beitexte zum Situsbild einer Schwangeren aus dem «Fasciculus medicinae» und Auszüge aus den «Problemata» des Pseudo-Aristoteles», «Traktat über die Menstruation – Auszug aus Pseudo-Trotula: «De passionibus mulierum»» und schliesslich «Frauenheilkundliche Rezepte». Beigefügt ist die Reproduktion der gedruckten deutschen Version der Beitexte zum Situsbild einer Schwangeren im «Fasciculus medicinae».

Kruses Werk enthält einen Überblick über die Quellenlage und die Arten der Vermittlung der verschiedenen Formen frauenheilkundlichen Wissens im 15. Jahrhundert – der Zeit einer gewaltigen Bildungsoffensive, welcher auf der Ebene der Medientechnik die Erfindung des Buchdrucks entsprach. Die Autorin diskutiert die Kontexte von Entstehung, Funktion, Überlieferung und Rezeption der untersuchten Schriften und die Fragen nach dem Geschlecht ihrer AdressatInnen – im Zuge der erwähnten Offensive scheinen Männer sich auch in der Frauenheilkunde als kompetent hervorgetan zu haben. Gynäkologie und Obstetrik blieben zwar eine Domäne weiblicher Kultur, jedoch treten im 15. Jahrhundert zunehmend auch Männer als Geburtshelfer und Verfasser frauenheilkundlicher Rezepte hervor. So heisst es in der hier neu edierten handschriftlichen Vorstufe des «Frauenbüchleins» von Pseudo-Ortolf noch «als ich es dann oft gehöret hab sagen von den frawen», in der gedruckten Fassung von 1495 aber: «als jch es dann oft gesehen hab».

Auf knapp 80 Seiten entwirft Kruse das Bild des weiblichen und männlichen Geschlechtslebens, das sich aus den vorliegenden Quellen und der zugehörigen Sekundärliteratur ergibt. Zu Jungfrauschaft, Unfruchtbarkeit, Geburtenbeschränkung, Schwangerschaft, Kammerung des Uterus, Geburt samt Kaiserschnitt, Wochenbett samt Säuglingspflege und Taufe und anderem gibt sie kurze und dichte Überblicke. Anders als die bisherige Forschungsliteratur berücksichtigt sie auch speziell zuhänden von Männern tradierte Ratschläge und Rezepte: Tests, ob Frauen an Männern überhaupt Interesse hätten, Behandlung der Impotenz, Hinweise auf Technik und Nutzen eines zärtlichen Umgangs mit den Frauen zum Wohl des Nachwuchses und der Frauen selbst – es kann für Frauen «lebensgefährliche Folgen haben, wenn sie von ihren Männern nicht sexuell befriedigt würden».

Ein detailliertes Register erschliesst das Buch nach Namen, Orten und Sachstichworten. Es kann als Standardwerk zu seinem Thema gelten, ein Anschaffungsmuss für medizinhistorische Bibliotheken und ein Schatz von Wissen in Überblick und Einzelheit.

Esther Fischer-Homberger, Bern

Landriani, Marsilio: **Ricerche fisiche intorno alla salubrità dell'aria.** Con un articolo di Alessandro Volta sull'eudiometrie. Introd. e cura di Marco Beretta. Firenze, Giunti, 1995. 126 p. Ill. (Biblioteca della scienza italiana, 6). Lit 30 000. ISBN 88-09-20761-0.

Zivilisationskrankheiten als Folge der Luftverschmutzung wecken heute breites Interesse. Doch die Salubrität der Luft, also ihre gesunde oder vielmehr ungesunde Beschaffenheit, interessiert die Mediziner und Wissenschaftler, seit sie erkannt haben, dass ein Zusammenhang zwischen gewissen Krankheiten und der Qualität der Atemluft besteht.

Bereits zu Beginn der Antike vermutete Hippokrates gesundheitschädliche Bestandteile in der Luft, welche verantwortlich sein sollten für epidemische Krankheiten wie die Pest. In der Renaissance wurden erstmals berufsspezifische Krankheiten beschrieben, die mit der Atemluft am Arbeitsplatz in Zusammenhang standen. Das Wissen um derartige Fakten wuchs zwar, doch fehlte es an experimentell fundierten und wissenschaftlich korrekten Erklärungen für diese Phänomene. Erst als J. Black 1754 zeigen konnte, dass Luft nicht gleich Luft ist, kam Bewegung in diese Forschungsrichtung. J. Priestley und W. Scheele fanden weitere Arten von Luft und lieferten experimentelle Befunde, welche der Phlogistontheorie widersprachen. Die Idee der Luft als Gasgemisch gewann an Evidenz und forderte nach neuen Messmethoden zur experimentellen Bestätigung. In diesem Umfeld ist die Arbeit Landrianis anzusiedeln. Zu Beginn stand er noch im Spannungsfeld der Diskussion um die Phlogistontheorie. Doch mit der Entwicklung seines Eudiometers sowie seinem experimentellen Ansatz zur Isolation der Gase leistete er einen wichtigen Beitrag zur Festigung der neuen Theorie. Sein Instrument fand schnell Verbreitung und wurde auch von anderen Wissenschaftlern, so beispielsweise von Volta und Lavoisier, eingesetzt. Schon zu jener Zeit stiess die Thematik der Luftqualität auf Interesse und hatte auch auf dem Gebiet der sozialen Reformen beachtliche Implikationen.

Der historische und biographische Hintergrund Landrianis und seiner Arbeit wird in diesem Buch durch eine kurzweilige, gut strukturierte und bebilderte Einleitung von Marco Beretta aufgezeigt. Sie liefert das Verständnis für die Thematik und weckt gleichzeitig die Neugierde auf die beiden Originaltexte von Marsilio Landriani und Alessandro Volta. Die beiden Werke «Ricerche fisiche intorno alla salubrità dell'aria» und «Sull'eudiometro» wurden mit Sorgfalt überarbeitet. Die Texte hat der Herausgeber der heutigen Terminologie angepasst, ohne sie ihrer Authentizität zu berauben.

Stella Felder-Casagrande, Zürich

Leibniz, Gottfried Wilhelm: **Mathematischer, naturwissenschaftlicher und technischer Briefwechsel.** Unter Aufsicht der Akademie der Wissenschaften in Göttingen hrsg. vom Leibniz-Archiv der Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover. **4. Band: Juli 1683–1690;** bearbeitet von Heinz-Jürgen Hess, James G. O'Hara und Herbert Breger. Berlin, Akademie-Verl., 1995. LXV, 814 S. Ill. (Leibniz, Sämtliche Schriften und Briefe, 3. Reihe, 4. Band) DM/SFr. 490.–. ISBN 3-05-002602-2.

Die Neuerscheinung eines Bandes einer wissenschaftlichen «Mammut-Edition» (Bernoulli, Euler, Leibniz, Newton) stellt für den Historiker stets ein Ereignis grösster Importanz dar. Das monumentale Opus des letzten und grössten Universalisten soll in insgesamt 7 Reihen (3 Reihen *Briefe* und 4 Reihen *Schriften*) erscheinen und ist auf ca. 80 Bände projektiert, wovon bis heute 29 (Reihe I: 15; II: 1; III: 4; IV: 3; V: 0; VI: 4; VII: 2) im Druck verfügbar sind.

Der nun vorliegende Band III/4 bringt – in oben markierter sachlicher Abgrenzung – Leibniz' Briefe wie auch diejenigen seiner 61 Korrespondenzpartner in der Zeit vom Juli 1683 bis Ende 1690 in chronologischer Folge, gesamthaft 298 Schriftstücke in den Originalsprachen (Deutsch, Latein, Französisch und Niederländisch) inkl. einiger Gesprächsprotokolle, Gutachten und Skizzen, in vorbildlicher Satz-, Druck- und Materialqualität. Die umfangreichsten – hier zu einem grossen Teil erstmals

edierten – Korrespondenzen sind diejenigen mit Ch. Huygens, D. Crafft, E. W. v. Tschirnhaus, H. Linsen und R. Ch. von Bodenhausen (Bodenus), die beinahe die Hälfte aller Textseiten einnehmen, doch sind – wie die Bearbeiter des Bandes schon eingangs ihrer Einleitung mit Recht betonen – die numerisch kleineren etwa mit Jacob Bernoulli (2 Stück), F. Bianchini (3), C. F. Grimaldi (4), D. Guglielmini (1), E. Mariotte (3), Ch. Pfautz (9), B. Ramazzini (6) und S. Scheffer (2) von besonderer Wichtigkeit für Leibniz' Gedankenwelt.

In der vorzüglich führenden, gut 40seitigen *Einleitung* lösten die Bearbeiter das nicht ganz triviale Problem, die ungewöhnliche Vielfalt der in dieser Korrespondenz verhandelten Themata sinnreich zu klassifizieren mittels einer transparenten Darstellung.

1. Infinitesimalrechnung und andere Mathematica
2. Himmelsmechanik und andere Physica
3. Biographische Weichenstellungen
4. Wirtschaft und Administration
5. Bergbautechnik und andere Technica
6. Chemie, Alchemie und Medizin
7. Metaphysik und Erkenntnistheorie

Den Bearbeitern ist es trefflich gelungen, die relevantesten Punkte dieser Heptalogie in ihrer Einleitung prägnant und sprachlich souverän (!) darzustellen – ein Problem, das leider nicht in allen vergleichbaren Fällen wissenschaftlicher Editionen ebenso ansprechend gelöst ist.

Nur wer selbst einmal mit Leibniz' Handschriften gearbeitet hat, kann die ungeheuren Schwierigkeiten der Transkription ermessen und die von den Editoren geleistete Riesenarbeit adäquat schätzen, ja bewundern. Gelehrte, welche die fachliche Kompetenz mit den sprachlichen und paläographischen Anforderungen, die an eine derartige Edition gestellt werden, verbinden, sind heute schon äusserst rar und drohen auszusterben. Obgleich (leider) in keinem der Bände dieser Reihe irgendeine Handschrift faksimiliert ist, vertrauen wir in Anbetracht des überzeugenden Renommées der Bearbeiter auch ohne direkte Kontrollmöglichkeit der Exaktheit der Transkriptionen. Der Umstand, dass die lateinischen Texte nicht von einer Übersetzung in eine moderne Sprache (wie etwa bei Whitesides *The Mathematical Papers of Isaac Newton* oder in der 4. Serie von *Leonhardi Euleri opera omnia*) begleitet sind, ist wohl – abgesehen von den Kostengründen – der verständlichen Einstellung der Editoren zuzuschreiben, dass eine solche Werkausgabe *sub specie aeternitatis* geschaffen wird und keine Rücksicht auf den Bildungszerfall an der Schwelle zum nächsten Jahrtausend nehmen kann.

Den rund 700 sehr gut kommentierten Textseiten, denen eine Seite *Editorische Zeichen* vorangeht, folgen 7 Verzeichnisse: *Korrespondentenverz.*, *Absenderorte der Briefe*, *Personenverz.*, *Sachverz.*, *Abkürzungen*, *Chemische Zeichen*, *Berichtigungen*, *Fundstellenverz.* Schmerzlich vermisst man hingegen ein *Handschriftenverzeichnis* sowie Angaben über *erschlossene Stücke*, die doch in den drei vorausgehenden Bänden dieser Reihe lobenswerte Rücksicht gefunden haben. Glücklicherweise sind wenigstens einige dieser Informationen in die erläuternden Kommentare der jeweils folgenden erhaltenen Stücke eingebracht worden, was u.a. speziell bei Tschirnhaus positiv auffällt. Als weiterer Verlust ist der weitgehende Verzicht auf Angabe der modernen Forschungsliteratur zu Leibniz zu beklagen; ein kleiner Trost wenigstens, dass

ein «Differentialinkrement» davon auf zwei Druckseiten im *Abkürzungsverz.* (!) Platz gefunden hat, was natürlich eine Bibliographie nicht ersetzen kann (das *Schriftenverz.* beschränkt sich auf die «Literatur, die Leibniz und seinen Korrespondenten bekannt war oder doch wenigstens hätte bekannt sein können»). Mit Stirnrunzeln stösst man im *Personenverzeichnis*, das sich sonst konsequent auf die Angabe von Namen, Lebensdaten und Beruf mit Vermerk der Seitenzahlen beschränkt, beim Stichwort *Leibniz* auf anderthalb Spalten Text, der für sich zwar erwünscht ist, jedoch ins *Schriftenverz.* resp. ins *Sachverz.* gehört. Rez. fragt sich: Ist das schlicht ein grober typographischer Schnitzer oder gar, was schlimmer wäre, eine versuchte Angleichung an denselben – schon in der Reihe I praktizierten – Unfug? Ein letztes eigentliches Negativum, das leider die gesamte Leibniz-Ausgabe betrifft: Am Kopf der drei Hauptregister (*Personen; Schriften; Sachen*) heisst es hinsichtlich der Seitenzahlen, «Kursivdruck weist auf den Petittitel hin». Nun kommen aber im ganzen Band sowohl originale Textvarianten und zeitgenössische Erläuterungen als auch Kommentare und Erklärungen der Bearbeiter in Kleindruck vor. Von einer historisch-kritischen Ausgabe sollte man jedoch diese Unterscheidungsmöglichkeit erwarten dürfen.

Doch abgesehen von diesen Mängeln, die zwar nicht den Charakter von Imponderabilien haben, jedoch etwas gemildert werden durch ein dem Band separat beigelegtes fast 60seitiges, globales Korrespondenzverzeichnis (1663–1690), liegt in diesem neuen Leibniz-Band ein wahrhaft grosses und bedeutendes Werk vor, zu dessen Vollendung man allen Beteiligten – in erster Linie den Bearbeitern H.-J. Hess, J. G. O'Hara und H. Breger – nur respektvoll und dankbar gratulieren kann in der Vorfreude auf den nächsten Band 5, der voraussichtlich die folgenden Jahre bis und mit 1693 abdecken soll.

Emil A. Fellmann, Basel

Leonhardt, Martin: **Hermann F. Hoffmann (1891–1944). Die Tübinger Psychiatrie auf dem Weg in den Nationalsozialismus.** Sigmaringen, Thorbecke, 1996. 160 S. (Contubernium, Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 45). DM 64.–; SFr. 58.–. ISBN 3-7995-3237-4.

Die vorliegende Arbeit entstand aus einer Dissertation der medizinischen Fakultät der Universität Tübingen, die seit ihrem Erscheinen 1995 geringfügig für die Buchausgabe verändert wurde.

Martin Leonhardt, der Autor, legt mit der Biographie von Hermann F. Hoffmann eine konzise und sehr saubere Biographie eines gewichtigen Psychiaters des Nationalsozialismus vor. Hoffmann gehörte zur Tübinger Psychiatrieschule von Robert Gaupp und Ernst Kretschmer und war ein Hauptvertreter der «gemässigten» psychiatrischen Vererbungs-forschung auf dem Boden seiner selbstentwickelten sog. erb-biologischen Persönlichkeitsanalyse. Er war in radikalen Fragen der Rassenhygiene eher zurückhaltend, jedoch aus persönlichen Beweggründen und Karrieredenken trotzdem teilweise an vorderster Front im Nationalsozialismus engagiert; so war er als Beispiel 1937 Gründungsmitglied und wissenschaftlicher Leiter der NSD-Dozentenakademie Tübingen und trat im selben Jahr auch in die SA ein.

Die Ambivalenz von Hoffmann wird im Buch sehr gut herausgearbeitet und gezeigt, wie sich ein Einzelner, wenn er zu Macht und Ehre kommen wollte, sich kaum

dem Zeitgeist entziehen konnte; dies gilt wohl nicht nur für die Sozialisation einer akademischen Karriere in der Weimarer Zeit. In seinen letzten Jahren wird Hoffmann zunehmend kritischer unter anderem bezüglich der Überbetonung des Genetischen. Auch deprimiert ihn die politische und militärische Entwicklung. Sein lebenslanger kräfteraubender Lebensstil und sein Suchtverhalten (Alkohol und Nikotin) tun das Ihrige dazu. Er stirbt im jungen Alter von 53 Jahren 1944 an einem Herzleiden, ein Jahr vor dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus, und kommt so dem Ende seiner Ideologie zuvor.

Eine sehr lesenswerte Arbeit.

René Renggli, Basel

Löneke, Regina; Spieker, Ira (Hrsg.): **Reinliche Leiber – Schmutzige Geschäfte.** Körperhygiene und Reinlichkeitsvorstellungen in zwei Jahrhunderten. Göttingen, Wallstein, 1996. 303 S. Ill. DM 38.-; SFr. 37.-. ISBN 3-89244-206-1.

Sauberkeit ist heute eine kulturelle Selbstverständlichkeit, und es ist schwer vorstellbar, dass sie ein Resultat von Erziehung, Kontrolle und Sozialisierung ist, die vor etwa 200 Jahren einsetzten zur Verbesserung der allgemeinen Gesundheit. Die für alle öffentlichen und privaten Lebensbereiche aufgestellten Regelsysteme bestimmten gesamtgesellschaftlich das breite Spektrum der Körper- und Umwelthygiene wie Schönheitspflege, Intimhygiene, Schmutzwäsche, Bäder, Seuchenbekämpfung, Müllentsorgung und Wasserzufuhr.

Mit Reinlichkeitsvorstellungen aus zwei Jahrhunderten befassen sich die Autorinnen des vorliegenden Buches, das im Zusammenhang mit einer Ausstellung über «kulturgeschichtliche Aspekte der Reinlichkeit in Niedersachsen» entstand.

Die Aufsätze wurden vier Themenkreisen zugeordnet, dem öffentlichen und privaten Raum sowie dem reinlichen und dem bedrohten Körper, wobei diese Zuordnung nicht ganz plausibel erscheint. So sind zum Beispiel die Ehehygiene und die Empfängnisverhütung beim privaten Raum, die Wohnräume und Kleidung von Minderheiten beim öffentlichen Raum und die Errichtung von Schul- und Volksbädern beim «reinlichen Körper» zu finden. Die im Titel angekündigten «schmutzigen Geschäfte» finden sich mit etwas gutem Willen in der Geschichte der industriellen Wäscheproduktion und beim «undankbaren Geschäft» mit Fäkalien, das kaum gewinnbringend war. Das sagt aber nichts über die Qualität der Berichte, die durchwegs gründlich recherchiert und gut zu lesen sind. Die konkreten Beispiele vorwiegend aus Göttingen und Niedersachsen zeigen Entwicklungen, die um die gleiche Zeit auch in anderen Gegenden abliefen. Dienlich wären dieser Sammelchrift ein gemeinsames Literaturverzeichnis sowie ein Namen- und Sachregister.

Ingrid Müller-Landgraf, Bern

Mach's Principle: from Newton's bucket to quantum gravity. Julian B. Barbour, Herbert Pfister, editors. Boston etc., Birkhäuser, 1995. VII, 536 p. (Einstein Studies, 6). DM 118.-; SFr. 98.-. ISBN 3-7643-3823-7.

Am Ende des Buches geben die Editoren einen Überblick über 21 verschiedene Formulierungen des «Machschen Prinzips» (S. 530). Es ist also wohl nicht möglich, in knappen Worten zu sagen, worum es sich beim «Machschen Prinzip» handelt.

So kreisen die unterschiedlichen Beiträge des Sammelbandes, der aus einer Konferenz in Tübingen 1993 hervorgegangen ist, um die Frage nach der Existenz eines absoluten Raumes, die zunächst von Newton mit seinem berühmten Eimer-Experiment positiv beantwortet, später aber von Mach und anderen mit dem Verweis, dass jede Bewegung als eine Relativbewegung zu den grossen galaktischen Massen zu verstehen sei, wieder relativiert wurde.

Nach kurzen einleitenden historischen Vorträgen über «Mach before Mach» und «Mach's Principle before Einstein» wenden sich die weiteren Beiträge stärker den philosophischen, (astro-)physikalischen und kosmologischen Problemen in der Nachfolge Einsteins zu. Im Detail werden Fragen nach nichtrelativistischen Machschen Theorien, nach der Allgemeinen Relativitätstheorie als Machsche Theorie, nach anderen Formulierungen des Machschen Prinzips, nach Bezugssystemen und den experimentellen Möglichkeiten, Machsche Effekte zu messen, aufgeworfen. Auf den ersten Blick etwas überraschend schliesst der Band mit einem Kapitel über Quantengravitation.

Im Ganzen gibt die vorliegende Aufsatzsammlung anhand von über 40 Beiträgen einen Überblick über den Stand der Forschung nach den kosmologischen Grundgrössen, wie Raum, Zeit und Masse, so dass für ein Verständnis der einzelnen Artikel eine solide Ausbildung in Quantenphysik und Relativitätstheorie vorhanden sein sollte.

Vom wissenschaftshistorischen Standpunkt aus ist besonders zu erwähnen, dass auch einige grösstenteils unbekannte Artikel von Friedlaender, Hofmann, Reissner und Schrödinger aus der Zeit von 1895–1925 ins Englische übersetzt (in Auszügen) abgedruckt wurden. Kurze Einleitungen in die einzelnen Kapitel erleichtern den Einstieg in die komplexe Materie, ein Namen- und Sachindex die Orientierung im Buch.

Kai Handel, Aachen

Marcovecchio, Enrico: **Dizionario etimologico storico dei termini medici.** Impruneta-Firenze, Festina Lente, 1993. XXIII, 938 p. Lit. 220000. ISBN 88-85171-14-1.

L'ouvrage est aussi imposant dans ses dimensions (plus de 900 pages sur deux colonnes denses) que passionnant dans son contenu. Il s'adresse non seulement aux médecins et aux étudiants en médecine, particulièrement en ces temps où la grande majorité d'entre eux n'ont étudié ni le grec ni le latin, mais aussi, et nous dirons tout autant, à tous ceux qui veulent savoir ce qui se cache derrière des termes au premier abord hermétiques de la langue médicale, qu'il s'agisse d'anatomie, de pathologie ou de clinique, qui s'intéressent à l'origine de ces termes, mais aussi à leur histoire, de l'Antiquité à l'époque contemporaine en passant par le Moyen Age et la Renaissance. Souvent créés ou recréés à partir de termes grecs ou latins, au gré des découvertes et des avancées médicales, ces termes sont étroitement associés à la grande aventure de

la médecine et de la science occidentales. La dimension historique de ce dictionnaire est particulièrement importante et, j'allais dire, nouvelle. Il ne s'agit pas seulement d'indiquer l'étymologie d'un terme, mais de nous apprendre quand le terme est apparu, comment et pourquoi il a – comme c'est souvent le cas – passé d'un emploi de la langue courante à un emploi médical. Prenons un exemple. L'article *saturninus* nous renseigne sur les raisons pour lesquelles dans l'Antiquité on a associé le plomb à la planète Saturne. Il nous apprend que l'association planètes-métaux a perduré jusqu'au 17^e siècle, mais que même lorsque cette idée a été abandonnée, la terminologie médicale moderne l'a gardée dans ses créations lexicales; c'est ainsi qu'on parle de *halo saturninus*, de *cachexia saturnina*, d'*asthma saturninum* etc. Le terme *saturnisme*, pour désigner l'empoisonnement chronique au plomb a été créé au 19^e siècle. Chaque notice (il y en a quinze mille!) nous réserve par l'intermédiaire de l'histoire d'un terme de suprenantes découvertes. Par exemple, comment la lettre grecque gamma est-elle associée à la gamma-globuline ou aux rayons gamma? Ouvrez ce dictionnaire et vous le saurez.

Dans une telle masse d'érudition, une telle accumulation de références, on pourra naturellement trouver des rapprochements erronés, des dates fausses et des transcriptions hasardeuses. Une seconde édition soigneusement révisée pourrait y remédier comme elle pourrait corriger un certain nombre de fautes, moins pardonnables celles-là, qui déparent ici et là, les termes étrangers, en particulier allemands (*Kreuz* pour *Kreuz*, *Anfail* pour *Anfall* etc. etc.).

Philippe Mudry, Lausanne

Mazumdar, Pauline M. H.: **Species and Specificity. An interpretation of the History of Immunology.** Cambridge, Cambridge University Press, 1995. XIII, 457 p. Ill., Portr. £ 40.-; \$ 64.95. ISBN 0-521-43172-7.

Pauline M. H. Mazumdar, der wir verschiedene Beiträge zur Geschichte der Immunologie verdanken, legt ein aus ihrer Dissertation hervorgegangenes Werk vor, das die Immunologie unter dem Aspekt «spezifisch – unspezifisch» beleuchtet. Diesen Kontrast verfolgt die Autorin zurück bis zu den Kontroversen zwischen Carl von Nägeli und Ferdinand Cohn in der Botanik des letzten Jahrhunderts und in die Neuzeit bis zu den Auseinandersetzungen um die Blutgruppen. Der Untertitel ist etwas irreführend – es geht nicht um die gesamte Immunologie-Geschichte, sondern im Wesentlichen um die Geschichte der deutschen Immunologie im ersten Viertel unseres Jahrhunderts. Das Schwergewicht liegt dabei auf der Ausbildung von Denkschulen, die einander bekämpften und innerhalb derer Pfründen verteilt wurden. In manchen Punkten wird auf der Linie von Ludwik Fleck argumentiert: Die gleichen Denkmuster, die gleichen Fehden vererben sich von den Lehrern auf die Schüler. Genauso, wie man Tischmanieren von seinen Eltern erwirbt, sagt die Autorin, erwirbt der Anfänger von seinen Lehrern eine bestimmte Art, an wissenschaftliche Probleme heranzugehen. Das mag wohl sein. Wichtiger als die Denkmuster, die billig zu haben sind (verschiedene Gegenstände können immer entweder bezüglich ihrer Ähnlichkeiten oder bezüglich ihrer Unterschiede betrachtet werden), scheinen mir die Werkzeuge – ein bestimmtes Institut ist eben ausgerüstet für die Bearbeitung bestimmter Fragen. Wer Löffel und Gabel auf dem Tisch vorfindet, lernt nicht mit Chopsticks um-

gehen. Das Buch ist sehr lesbar geschrieben und vermeidet geschraubte soziologische Ausdrücke. Ein wichtiger Beitrag zu einem Gebiet, das die Autorin als «very under-researched» bezeichnet.

Jean Lindenmann, Gockhausen-Zürich

Meitzner, Bettina: **Die Gerätschaft der chymischen Kunst.** Der Tractat «De Sceuastica Artis» des Andreas Libavius von 1606. Übersetzung, Kommentierung und Wiederabdruck. Stuttgart, Steiner, 1995. XVIII, 307 S., 55 Bl. [Faks.]. Ill. (Boethius, 34). DM/SFr. 164.–. ISBN 3-515-06672-1 (zugl. Diss. Hamburg 1994).

Sein berühmtes Lehrbuch «Alchemia» (1597), das erste eigentliche Lehrbuch der Chemie, gab Andreas Libavius 1606 in stark überarbeiteter zweiter Auflage heraus. Aus diesem Werk wählte die Autorin, eine Altphilologin, den in sich abgeschlossenen lateinischen Traktat «De sceuastica artis» aus, der sich mit den im 16. Jahrhundert üblichen chemischen Geräten befasst. Libavius beschreibt darin ausführlich die zu seiner Zeit üblichen Öfen, Destillationsvorrichtungen, Tiegel und Glaswaren. Die gebotene deutsche Übersetzung, die den Text somit einem grösseren Publikum zugänglich macht, ist mit einem reichen Anmerkungsapparat versehen, der zu einem tieferen Verständnis führt. Der Anhang enthält unter anderem einen für Übersetzungen chemischer Fachprosa sehr nützlichen Index der lateinischen Namensformen der Geräte. Der lateinische Urtext ist faksimiliert wiedergegeben.

Die sorgfältig verfasste und mit zahlreichen Abbildungen versehene Arbeit, die 1997 zu Recht mit dem «Bettina-Haupt-Förderpreis für Geschichte der Chemie» ausgezeichnet wurde, bietet dem Wissenschaftshistoriker einen guten Überblick über den technischen Stand der Chemie im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Moulin, Anne-Marie (dir.): **L'aventure de la vaccination.** Paris, Fayard, 1996. 498 p. (Penser la médecine). FFr. 160.–. ISBN 2-213-59412-0.

Cet ouvrage collectif – réalisé sous la direction d'Anne-Marie Moulin – comprend trente-cinq chapitres réunis en six grandes parties, qui traitent de l'inoculation, de Jenner et de la vaccine, puis des recherches pastoriennes et de la rage. Vient ensuite l'histoire des vaccins contre le choléra, la fièvre typhoïde, le typhus, ainsi que l'étude du BCG et des anatoxines. Puis il nous décrit la mise au point des deux vaccins contre la poliomyélite, des cultures cellulaires, des vaccins contre la grippe et la rubéole, et il se termine par une étude des bases immunologiques et des aspects éthiques et socio-anthropologiques de la vaccination.

Tout au long de ces chapitres passionnants – aussi divers que complémentaires – défile ainsi devant nous un véritable panorama, relatant la genèse et le développement de cette nouvelle discipline, la «vaccinologie» avec ses multiples facettes. Ce n'est en effet pas le moindre intérêt de cet ouvrage que la collaboration d'auteurs si différents: médecins et biologistes d'abord, nous exposant leurs propres recherches,

assorties de témoignages de première main; historiens, sociologues, anthropologues et économistes ensuite, qui soulignent les multiples aspects de cette épopée et en donnent autant d'éclairages successifs.

L'histoire de la vaccination – de ses débuts au siècle dernier jusqu'à nos jours – a été marquée d'étapes, faites d'espoirs et de déboires, de succès parfois spectaculaires comme d'échecs souvent cuisants. Toutes ces péripéties nous sont ici contées sans que soient jamais éludées ni les difficultés, ni les erreurs – les tromperies parfois – qui ont jalonné le chemin conduisant des vaccins quasiment improvisés d'antan jusqu'aux mises au point rigoureuses, complexes et onéreuses de produits très sophistiqués, ceux dont nous disposons actuellement. L'ouvrage n'esquive aucun des problèmes, aucune des questions et des contradictions que pouvait poser une telle étude exhaustive. Il souligne aussi que, malgré l'éradication de la variole, malgré le recul de la poliomyélite et de la tuberculose, on se trouve aujourd'hui confronté à de nouveaux défis, face au sida et aux maladies émergentes qui attendent encore leur vaccin. La grande aventure de la vaccination est ainsi loin d'être parvenue à son terme. C'est à cette conclusion qu'aboutit ce livre, historique certes, mais de surcroît d'un haut niveau scientifique, car l'exposé des recherches actuelles fait référence aux connaissances immunologiques les plus récentes. De plus, il est complété de nombreuses notes et d'une très riche bibliographie.

Roger Mayer, Genève

Müller, Annette: **Krankheitsbilder im Liber de Plantis der Hildegard von Bingen (1098–1179) und im Speyerer Kräuterbuch (1456)**. Ein Beitrag zur medizinisch-pharmazeutischen Terminologie im Mittelalter. Hürtgenwald, Pressler, 1997. 2 Bände (Text- und Indexband). (Schriften zur Wissenschaftsgeschichte, 17–18). Zus. DM 380.–. ISBN 3-87646-083-2; 3-87646-084-0.

Annette Müllers umfangreiche Arbeit versteht sich als (fach)sprachgeschichtliche Auswertung eines lateinischen Textes (des «Liber de plantis» aus den «Physica» Hildegards von Bingen) und seiner wohl 100 Jahre jüngeren deutschen Übersetzung (im «Speyerer Kräuterbuch» von 1456). Benutzt wurden Mignes Edition der «Physica» in den «Patrologia Latina» (m), wobei die Ergänzungen aus der Editio princeps kenntlich gemacht sind (e), sowie die von Fehringer 1994 vorgelegte Textausgabe des «Speyerer Kräuterbuchs» (h) mit Ausweis der nicht auf Hildegard zurückgehenden Stellen (s). Der erste Band enthält eine kurze Einführung und das Literaturverzeichnis (in dem Heinrich Marzells Standardwerk sowie wichtige Arbeiten, wie z.B. von Willem Frans Daems, fehlen), vor allem aber die in beiden Schriften behandelten «Krankheiten <a capite ad calcem>». Die Überschrift ist irreführend, was bei einem Buch, das sich mit sprachlichen Details beschäftigt, nicht passieren sollte: Müller ist sich zum einen sehr wohl bewusst, dass in aller Regel «Symptome» gemeint sind, und zum andern hat sich die Verfasserin für folgende Einteilung entschieden: Augen; Ohren; Hals; Hirn, Nerven, Geist, Herz; Brustraum, Lunge; Bauchraum, Diätetik [!]; Nieren, Harnwege; Geschlechtsorgane, Sexualität, Geburtshilfe; Haut; Geschwüre, Geschwülste; Wunden; Podagra, Gicht, Paralyse; Schmerzen; Fieber; Würmer, Vergiftungen; «Begriffe aus der Humoral- und Qualitätenpathologie»; «Allgemeine Bezeichnungen für Gesundheitsstörungen und Heilmittel [gemeint sind deren

Wirkungen]; Prophylaxe; «Unerwünschte Wirkungen»; Magie; Tiermedizin. Die Formulierungen der beiden Texte werden jeweils thematisch geordnet und unter Einbeziehung rezenten Wissens kommentiert. Der zweite Band führt zunächst sämtliche Indikationen alphabetisch mit Belegstelle und dort zugeordneter Droge auf (I-1 bis I-384), danach umgekehrt die Drogen mit ihrer jeweiligen Indikation (I-385 bis I-510). Den Abschluss bildet ein zweites Drogenverzeichnis, aus dem Schreibvarianten und Synonyme hervorgehen (I-511 bis I-557). Die Verfasserin wollte Informationsverluste vermeiden, doch etwas Mut zur Systematisierung wäre angebracht gewesen. Fazit: eine fleissige und aufwendige Arbeit, die zwar die «relativ banale Frage: <Welche Heilpflanzen wurden bei welchen Leiden angewandt?>» (S. 7) nicht beantworten kann, aber den Forschungsstand zur mittelalterlichen medizinischen Fachsprache ein gutes Stück vorangetrieben hat.

Ortrun Riha, Leipzig

Müller-Jahncke, Wolf-Dieter; Friedrich, Christoph; Paulus, Julian (Mitarb.): **Geschichte der Arzneimitteltherapie**. Stuttgart, Deutscher Apotheker Verlag, 1996. 295 S. Ill., Portr. DM/SFr. 78.–. ISBN 3-7692-2038-2.

Georg Urdang, l'un des pères fondateurs de l'histoire de la pharmacie, voulait vers 1920 exclure le médicament du champ des études historiques pour n'admettre que l'histoire du pharmacien, celle de la profession observées dans ses aspects sociaux et culturels. Est-ce pour cette raison que le médicament a toujours joué le rôle de parent pauvre de l'histoire de la pharmacie, qu'il a manqué jusqu'il y a peu aux historiens un ouvrage de base, un précis en quelque sorte, qui relate l'ensemble des découvertes en matière de médicaments. Ou, est-ce plutôt parce que la matière n'est pas très malléable, ressortissant à la fois à l'histoire des sciences, à celle de la technique mais aussi à l'histoire des idées. Par bonheur, depuis peu, plusieurs ouvrages sont parus qui éclairent sous différents aspects l'évolution historique de la matière médicale, comme celui de G. Stille, dont il a été question ici¹, l'excellent livre de François Chast², ou encore le très scientifique traité de W. Sneader³. Auxquels il faut maintenant adjoindre l'ouvrage que viennent de publier deux historiens allemands de la pharmacie, Wolf-Dieter Müller-Jahncke et Christoph Friedrich.

Ce dernier livre ne veut pas s'imposer comme une nouvelle histoire culturelle du médicament, mais constituer, «dans une tradition des sources inspirée du positivisme», comme l'affirment les auteurs, «un ouvrage de référence qui permette une information rapide» en ce qui concerne la découverte et l'introduction en thérapeutique des médicaments. En couvrant également la période contemporaine et les découvertes les plus récentes, ce livre permet d'accéder à des renseignements qui ne figurent habituellement pas dans les traités d'histoire de la pharmacie comme la trithérapie en médication du SIDA ou encore la découverte d'une étiologie infectieuse de l'ulcère, par l'hélicobacter pylori, avec les traitements antibiotiques qui en découlent.

1. Cf. Gesnerus, 52, 1995, p. 189.

2. François Chast, Histoire contemporaine des médicaments, Paris, La Découverte, 1995.

3. W. Sneader, Drugs prototypes and their Exploitation, Chichester, 1996.

Mais ce livre se veut plus qu'une simple énumération de la découverte de principes actifs, il a aussi une ambition didactique; plusieurs encarts fournissent des informations rapides sur certains thèmes divers et importants comme les pharmacopées, la thériaque, la biographie du fondateur de l'homéopathie Samuel Hahnemann, etc. De plus, les grands concepts de l'histoire de la thérapeutique sont décrits, tant les théories officielles, reconnues, comme la pathologie humorale ou la théorie des récepteurs, mais encore les représentations dites alternatives, comme l'homéopathie ou l'anthroposophie. Enfin, un important chapitre consacré à l'évolution de l'emploi des formes galéniques permet à Müller-Jahncke et à Friedrich d'illustrer une matière plutôt délaissée jusqu'à présent par les historiens de la pharmacie, un sujet pourtant très lié à la pratique quotidienne des pharmaciens d'officine.

Avec son imposante partie bibliographique, avec ses nombreuses illustrations parfois très curieuses comme la page de titre de l'ouvrage de Tristan Tzara, «La première aventure céleste de M. Antipyrine», cette histoire des médicaments constituera pour de longues années l'ouvrage de référence en la matière.

François Ledermann, Bern

Othenin-Girard, Mireille: **Ländliche Lebensweise und Lebensformen im Spätmittelalter.** Eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Untersuchung der nordwestschweizerischen Herrschaft Farnsburg. Liestal, Verlag des Kantons Basel-Landschaft, 1994. 517 S. Tab. (Zugl. Diss. Phil. I Zürich, 1993/94). ISBN 3-85673-236-5.

Wer auf bequeme Weise erfahren will, wie die «Bauern im Mittelalter» gelebt haben, wird von diesem Werk enttäuscht sein. Othenins Studie bietet keinen Überblick, sondern arbeitet äusserst detailliert und präzise einen gewaltigen Quellenbestand auf. Die Dokumente erstrecken sich von Steuerlisten und Zinsbüchern über demographische Verzeichnisse, etwa Aufstellungen rekrutierter Untertanen zur Kriegsführung, bis hin zu Stiftungen für das Seelenheil der eigenen oder einer nahestehenden Person. Obschon die Untersuchung zeitlich und örtlich klare Grenzen und aufgrund der Quellenlage viele, von der Autorin deutlich benannte Leerstellen aufweist, gelingt es ihr doch, Steinchen um Steinchen ein buntes Mosaik des bäuerlichen Alltags einer kleinen Westschweizer Region des 15. und 16. Jahrhunderts zusammenzusetzen. Beispielsweise können Jahrzeitbücher über das religiöse Empfinden hinaus auch Auskunft über Beziehungsnetze erteilen: Hier zeigt sich, wer sich mit wem verbunden fühlte, wessen Seele man aus dem Fegefeuer befreien wollte und von wem man sich, sozusagen als Gegenleistung, Hilfe im Diesseits erhoffte. Andere Schriftstücke wiederum ermöglichen einen Einblick in die Institution Ehe, indem sie das Mass an Verbundenheit zweier Partner anhand derer Arbeitsteilung, Abhängigkeit, gegenseitigen Verantwortung oder deren Stiftungs- und Erbverhalten einzuschätzen erlauben.

Neben Produktionsformen, Besitzverteilung, Steuer- und Zinswesen und Formen von ländlichem Gewerbe kommen politische Ereignisse und andere äussere Faktoren wie Seuchen oder Klimaveränderungen zur Sprache, die mit der Entwicklung der agrarökonomischen Situation in direkter Abhängigkeit standen. So führten Flucht und Abwanderung zur Umstrukturierung der Besitzverhältnisse, Güterballung und Vergrösserung der Produktionsflächen, oder das Bevölkerungswachstum liess die Nachfrage nach Nahrungsmitteln und damit die Getreidepreise hinaufschnellen.

Wirtschaftliche Quellen bieten über ihre makroökonomischen Aussagen hinaus die Chance, Anhaltspunkte über den Alltag familiären Zusammenlebens zu erhalten. Die Besitzverhältnisse im 15. Jahrhundert etwa zeigen, dass weder die Übernahme noch die Aufspaltung des elterlichen Betriebs die Regel war. Die Kinder zogen als Knechte und Mägde weg. Da sie fortan nicht mehr im selben Haushalt wohnten, brachen die sozialen Beziehungen wohl weitgehend ab, was die gelebten familiären Bindungen – im Gegensatz zum religiös begründeten Stiftungsverhalten – als eher schwach und zeitlich befristet charakterisiert. Entstand diese starke Solidarität mit den Toten gerade wegen fehlender Sozialbezüge im Verwandtschaftsverbund der Lebenden? fragt die Autorin.

Lob gebührt auch dem Anhang, der neben dem ausführlichen Quellennachweis anschauliche Tabellen und Graphiken enthält. Ob die vorliegende Arbeit als «typisch weiblich» bezeichnet werden kann, bleibe dahingestellt – jedenfalls zeichnet sie sich durch Originalität im Denken, Einfallsreichtum in Fragestellung und Auswertung und einen ausgesprochen einfühlsamen Umgang mit Quellen aus.

Iris Ritzmann, Stuttgart/Zürich

Paul, Diane B.: **Controlling human heredity, 1865 to the present.** Atlantic Highlands NJ, Humanities Press, 1995. XI, 158 p. Ill. (The control of nature series). \$ 12.50 (paper); 39.95 (cloth). ISBN 0-391-03916-4 (paper); -03915-6 (cloth).

Dieses Buch, das sich an einen weiten Kreis gebildeter Laien wendet, will die Zusammenhänge zwischen Eugenik (heute fast ein «dirty word») und Genetik erhellen. Eugenische Bestrebungen entstanden im letzten Jahrhundert weniger aus der Absicht, Supermensch zu züchten, als aus dem Wunsch, eine negative Selektion, ungewollt durch das moderne Leben hervorgebracht, zu bekämpfen. Soziale Übel wurden als die Folge einer schlechten Erbmasse betrachtet. Durch entsprechende Zuchtmethoden sollten sie ausgeremert werden. Familienstudien, wie jene der beiden Zweige des «Kallikak»-Stammbaums, lieferten den wissenschaftlichen Unterbau. Wer heute an Eugenik denkt, kann die Assoziation mit den Verbrechen des Dritten Reiches nicht vermeiden. Darum weist die medizinische Genetik jeden Gedanken weit von sich, sie könnte gewissermassen durch die Hintertür eines nicht staatlich verordneten, sondern gesellschaftlich erzeugten Drucks eugenische Ziele verfolgen. Und doch hat die vorgeburtliche Diagnostik unvermeidlicherweise eugenische Konsequenzen. Dabei bleibt Eugenik, um ein schon 1912 von Alfred Russel Wallace geprägtes Urteil zu zitieren, «simply the meddling interference of an arrogant scientific priestcraft» (S. 36). Dass die Entscheidungsbefugnis heute beim Individuum liegt und nicht beim Staat, macht sie nicht automatisch weniger gefährlich.

Jean Lindenmann, Zürich

Pichot, André: **Die Geburt der Wissenschaft. Von den Babyloniern zu den frühen Griechen.** Aus dem Französischen von Siglinde Summerer und Gerda Kurz. Frankfurt etc., Campus; Paris, Ed. de la Fondation Maison des Sciences de l'Homme, 1995. 576 S. Ill. DM 98.–; SFr. 91.–. ISBN 3-593-35348-2 (Campus).

In dem von André Pichot vorgelegten Werk wird der Versuch unternommen, die Anfänge der Wissenschaft in zweifacher Hinsicht vergleichend darzustellen. Einerseits

werden Mathematik, Naturkunde/Kosmologie und Medizin nebeneinandergestellt, andererseits wird die Entwicklung dieser Wissenschaften sowohl in den frühen Hochkulturen des Vorderen Orients und Ägyptens als auch in der griechischen Kultur aufgezeigt. Somit stellt der Autor einen hohen Anspruch an sich und den Leser, und es ist grundsätzlich als besonderes Verdienst anzuerkennen, dass Pichot den sonst üblichen Rahmen der Fachbegrenzung überschreitet, um parallele Entwicklungen der Wissenschaftsentstehung deutlich zu machen. Besonders hervorzuheben ist die hervorragende Gestaltung des Buches, die erreicht wird durch die an Geographie und zeitlicher Folge ausgerichtete Gliederung, durch orientierende Tabellen, Skizzen und Karten und nicht zuletzt durch die zahlreichen «Kasten» mit ergänzenden Quellentexten.

Wenn das Buch auch einen besonderen Platz unter den wissenschaftsgeschichtlichen Monographien beanspruchen kann, so sind gleichwohl auch kritische Anmerkungen zu machen, die sich auf Form und Inhalt, besonders auf die wissenschaftstheoretischen Vorentscheidungen beziehen, von denen der Autor ausgeht. Zunächst ist zu sagen, dass Pichot über eine parallele Darstellung, in der die Entwicklungslinien der einzelnen Wissenschaften unverbunden nebeneinander stehen, nicht hinauskommt, d.h., es gelingt ihm nicht, mögliche Beziehungen und gedankliche Zusammenhänge (z.B. zwischen ägyptischer und griechischer Medizin bzw. griechischer Naturkunde und Medizin) aufzuzeigen. Von daher entsteht trotz des vielversprechenden Ansatzes der vergleichenden Darstellung kein Gesamtbild, und die Frage nach möglichen Interdependenzen in der Wissenschaftsentwicklung bleibt unbeantwortet. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass der Text, wie bereits ein flüchtiger Blick auf das Literaturverzeichnis zeigt, nicht auf dem zeitentsprechenden Forschungsstand geschrieben ist (ich kann dies nur für die naturkundlichen und medizinischen Teile beurteilen und muss mich zudem auf Einzelhinweise beschränken). So wird in der deutschen Ausgabe den medizinhistorischen Quellentexten des *Corpus Hippocraticum* die unkritische Übersetzung von Kapferer zugrundegelegt und damit die gesamte textkritische und -editorische Arbeit seit Diller ignoriert. Vergleicht man, um ein weiteres Beispiel zu nennen, die Darstellung der ägyptischen Medizin mit der von Grapow oder Westendorf (beide werden in der «Bibliographie» nicht genannt), so wird eine geradezu verfehlte Gesamteinschätzung der wissenschaftshistorischen Bedeutung der ägyptischen Ärzte deutlich. Da Pichot von einem sich gegenseitig ausschließenden Verhältnis von Mythos und Wissenschaft ausgeht und in der mythisch-personifizierenden Bildsprache keinerlei rationales Element zu entdecken vermag, unterschätzt er allgemein den Beitrag der Babylonier und Ägypter zur Entstehung theoriebildender Wissenschaft und weist diesen insgesamt nur eine von den Zwängen praktischer Situationsbewältigung (Zeitrechnung, Landvermessung, Handel u.a.) bzw. eine von Mystik, Zahlenmystik und Astrologie bestimmte Vorläuferrolle zu (vgl. S. 547). Die eigentliche «Geburt der Wissenschaft» beginnt demnach für Pichot erst bei den Griechen, ist aber auch dort von einem, nach seiner Meinung dualistisch zu verstehenden, Verhältnis von Mythos und Logos bestimmt, in dem das mythische Denken eher Hindernis als Stufe zu einer rationalen Wissensbildung und Handlungsbegründung ist.

Josef N. Neumann, Halle/Saale

Porter, Roy (ed.): **Medicine in the Enlightenment**. Amsterdam etc., Rodopi, 1995. X, 299 p. (The Wellcome Institut Series in the History of Medicine; Clio Medica, 29). Hfl. 55.-; \$ 36.50. ISBN 90-5183-562-0.

Nutton, Vivian; Porter, Roy (eds.): **The History of Medical Education in Britain**. Amsterdam etc., Rodopi, 1995. X, 379 p. (The Wellcome Institut Series in the History of Medicine; Clio Medica, 30). Hfl. 50.-; \$ 33.-. ISBN 90-5183-571-X.

Dans la tradition de la série Clio Medica dont ils font partie, ces deux ouvrages sont constitués par un assemblage d'articles d'auteurs différents, regroupés sous un titre général et ambitieux. Le premier, *Medicine in the Enlightenment*, rédigé entièrement en anglais, est un montage réussi – un modèle du genre. Il est vrai que la Grande-Bretagne sert de point central (9 contributions sur 15) avec des éclairages venant d'exemples français et allemands (respectivement 3 et 2 contributions). Pourtant, l'essentiel n'est pas dans la répartition géographique des études. Le volume offre, par le biais de textes denses et bien annotés, un survol intelligent des enjeux principaux de la médecine de cette époque. Un savant dosage d'articles généraux et d'études pointues permet d'appréhender la complexité de la médecine à l'époque des Lumières et met en valeur le rôle que joue cette médecine dans un contexte large. Une «Médecine» qui répond à une définition souple; on trouve aussi bien des discussions sur des écrits médicaux (Mandeville, Cheyne, Cabanis etc.), des études sur les professions de la santé (médecins, chirurgiens, sages-femmes), des travaux sur la maladie mentale, que des analyses de grands débats polémiques propres aux thérapeutes (inoculation; la réforme des professions médicales), etc. Le traitement de ces sujets ne se confine pas à un compartimentage rigide que suggère la catégorisation sommaire que j'emploie ici, mais donne lieu à une ouverture sur d'autres domaines (philosophie, religion, politique). Le lecteur trouvera dans chaque article des références bibliographiques récents et à la fin du volume un index utile, comprenant aussi bien les principaux thèmes que les noms propres et titres d'ouvrages cités.

The History of Medical Education in Britain, se caractérise par la volonté des éditeurs et contributeurs de saisir les contextes, les enjeux culturels et sociaux de la formation médicale (dans un sens large) – par opposition avec l'approche plus classique (et positiviste) qui domine le genre et consiste à produire une série d'hagiographies institutionnelles. Dans l'intention de combler ces lacunes historiographiques, les auteurs traitent des sujets aussi variés que la formation des médecins, des sages-femmes et apothicaires que de ceux qui pratiquaient sans autorisation officielle. Le cadre géographique (Grande-Bretagne) et la périodisation (de la fin du Moyen Age à la veille du XX^e siècle) servent de limites au projet. Plusieurs articles concernent le développement des formations universitaires en médecine et situent de façon convaincante les cursus dans l'évolution des écrits médicaux et du monde corporatif. D'autres se servent de sources résultant de pratiques migratoires d'étudiants en médecine (venant d'Australie, d'Amérique ou allant en Allemagne, à Paris) pour mettre en lumière les caractéristiques des cursus nationaux (surtout de la fin du XVIII^e jusqu'à fin du XIX^e siècle). D'autres encore embrassent des sujets aussi variés que les réformes médicales au début du siècle, la formation des apothicaires-praticiens, celle des pharmaciens ou encore du développement de la physiologie (ici dans le contexte d'Edimbourg). Afin d'illustrer la pertinence des approches, citons la recherche minutieuse de Peter Murray sur l'importance grandissante de l'imprimerie de la dif-

fusion de livres dans la formation de médecins à Cambridge au cours du XVI^e siècle. En analysant des bibliothèques privées (notamment celle du prof. Lorkyn), dont il a retrouvé nombre de livres annotés, ainsi que des comptes de librairies, il cherche à comprendre comment ces livres étaient lus, comment ils servaient à l'enseignement. Il en vient à conclure que la lecture personnelle est une caractéristique croissante des études médicales à cette époque, et suggère que le savoir livresque qui en résulte est un des moyens de distinction entre empiriques et médecins académiques. Il est vrai que pour le lecteur qui chercherait une vision d'ensemble de l'enseignement de la médecine en Grande-Bretagne, le résultat est décevant. Les articles souvent pointus forment une série de mises en lumière de sujets disparates; le lecteur est frustré par la diversité des termes employés pour désigner les thérapeutes (par ex. «irréguliers», «non-licenciés», «empiriques», «charlatans» etc.), reflet d'une situation complexe, mais dont la discussion éclairerait sans doute le lecteur; dans le même registre on peut regretter l'absence d'un glossaire des abréviations (souvent employées à profusion). Pourtant, dans l'ensemble, des textes stimulants qui suggèrent de nombreuses orientations pour relancer la recherche dans ce domaine. Certainement un ouvrage à retenir pour les spécialistes.

Philip Rieder, Genève

Regin, Cornelia: **Selbsthilfe und Gesundheitspolitik**. Die Naturheilbewegung im Kaiserreich (1889 bis 1914). Stuttgart, Steiner, 1995. 492 S. (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 4). DM/SFr. 128.-. ISBN 3-515-06432-X; ISSN 0941-5033.

Die Historikerin Cornelia Regin schliesst mit ihrer Dissertation über die Naturheilbewegung im Kaiserreich eine Lücke in der Erforschung der Geschichte alternativer Heilmethoden und leistet damit auch einen wichtigen Beitrag gegen eine Medizingeschichte, die sich auch heute noch oft ausschliesslich als Erfolgsgeschichte versteht.

Regin subsumiert diese vor dem Ersten Weltkrieg an die zweihunderttausend Mitglieder zählende medizinkritische Laienbewegung unter die sozialen Bewegungen und analysiert sie im Kontext der Prozesse der Medikalisation der Gesellschaft und der Professionalisierung der akademisch gebildeten Ärzte.

Im Mittelpunkt der Studie steht der 1889 gegründete «Deutscher Bund der Vereine für naturgemässe Lebens- und Heilweise». Regin untersucht dessen Entstehung, Organisation und Mitgliedschaft sowie Selbstverständnis, Programm und Tätigkeitsfeld des Bundes. Sie stellt Fragen nach Gesundheitspolitik, Körper- und Hygienevorstellungen sowie politischen Positionen innerhalb der Naturheilbewegung und stellt Rezeption, Erfolg und Misserfolg in den Kontext allgemeiner gesundheitspolitischer Auseinandersetzungen im Kaiserreich. Aber auch die konkreten Vorstellungen über die Umsetzung des Programms im Bereich der Medizinkritik und die Motive der Mitglieder werden untersucht. Zudem berücksichtigt die Autorin die in der Auseinandersetzung zwischen Naturheilbewegung und Ärzteschaft wichtige sogenannte «Kurfuscherfrage» und analysiert die Verbindungen des Bundes sowie der Naturheilbewegung zu anderen zeitgenössischen Reformströmungen, um die Bewegung im ideologisch-politischen Spektrum der Zeit von 1889 bis 1914 einzuordnen und Spuren zu sichern, welche die Naturheilbewegung in der Medizin und im Gesundheitswesen insgesamt hinterlassen haben.

Durch differenzierte und umfangreiche Quelleninterpretation der Selbstzeugnisse des Bundes korrigiert Regin das bisher in der Forschung gezeichnete Bild dieser Oppositionsbewegung: Regin verortet zum Beispiel die soziale Trägerschaft des Bundes weder ausschliesslich im «Bildungs-» noch im «Kleinbürgertum» und distanziert sich damit von der einseitigen Interpretation der Naturheilbewegung als unpolitischer, die soziale Frage privatisierender «bürgerlicher Fluchtbewegung» rückwärtsgewandten Charakters. Auch wenn Vertreter des Deutschen Bundes vielen Aspekten der Industriegesellschaft und einer grossstädtischen Lebensweise kritisch gegenüberstanden, leisteten sie durch Integration von Ideen anderer lebensreformerischer Strömungen, wie etwa Vegetarismus oder Nacktkultur, einen wesentlichen Beitrag zur Aufweichung überkommener Konventionen, Normen und Verhaltensweisen im wilhelminischen Deutschland.

Die Autorin interpretiert die Naturheilbewegung nicht ausschliesslich als Widerstandsphänomen gegen den Medikalierungsprozess, vielmehr war die Bewegung auch Produkt und Förderin dieses Prozesses. Sie opponierte beispielsweise nicht gegen die Krankenversicherung oder die Rolle staatlich ausgebildeter und geprüfter medizinischer Experten, sondern setzte sich für eine Institutionalisierung der Naturheilkunde an den Universitäten sowie für eine Verankerung als gleichberechtigte Heilmethode in den gesetzlichen Krankenkassen ein. Regin versteht das gesundheitspolitische Programm der Naturheilbewegung als Konzept einer Demokratisierung des Gesundheitssystems und der konsequenten Hygienisierung individueller Verhaltensweisen und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen. In einer alternativen ätiologischen Konzeption sollten die physikalischen Heilfaktoren Wasser, Licht, Luft und Diät die Selbstheilungskräfte des Organismus unter Berücksichtigung individueller Dispositionen stärken. Mit diesem Appell an die Selbstverantwortung hat die Naturheilbewegung aktiv an der Verbreitung eines rationalen, auf den Erhalt der Gesundheit gerichteten Verhaltens mitgewirkt, das als eines der Resultate des Medikalierungsprozesses analysiert worden ist.

Ein spannender Beitrag zur Erforschung medizinkritischer Laienbewegungen – eine Dissertation, die ich allen Leserinnen und Lesern herzlich empfehlen möchte.

Iris Blum, Zürich

Roer, Dorothee; Henkel, Dieter (Hrsg.): **Psychiatrie im Faschismus. Die Anstalt Hadamar 1933–1945.** (2. Aufl.) Frankfurt am Main, Mabuse-Verl., cop. 1996. 402 S. Ill. DM 48.–; SFr 44.50. ISBN 3-929106-20-5.

Es handelt sich um einen der ersten Versuche, der monstruösen Ermordung psychisch Kranker in Hitlerdeutschland auf den Grund zu gehen. Erstmals 1986 erschienen, erlebt das Buch nun eine zweite Auflage. Mit entsetzlicher Genauigkeit werden Aufbau und Durchführung der Tötungsaktion in Hadamar, einer der Vernichtungsanstalten, beschrieben. Die Verfasser haben zahlreiche Akten aufgearbeitet, aber auch die Literatur bis 1986 berücksichtigt. Im Gegensatz zu andern Werken zum Thema wird dokumentiert, dass nicht nur Geisteskranke sondern auch ausländische Zwangsarbeiter vergast wurden. Als Gemeinschaftswerk einer ganzen Studiengruppe sind die von verschiedenen Autoren verfassten Kapitel von unterschiedlicher Qualität. Dasjenige über den Alltag in Hadamar lässt deutlich erkennen, dass die Verfasser als Nicht-

psychiater gewisse Dokumente einseitig interpretieren. Überhaupt muss den psychiatrisch geschulten Leser befremden, wenn in salopp antipsychiatrischer Manier die gesamte Psychiatrie und nicht nur diejenige des Faschismus verurteilt wird. Hier sind grobe Fehleinschätzungen der Geschichte der Psychiatrie festzustellen. So wird beispielsweise kaltblütig behauptet, dass «das medizinische Paradigma in der Psychiatrie als Instrument zur ideologisierenden Verdeckung sozialer Ungerechtigkeit und sozial bedingten Leidens diene».

Die ganze Einleitung zum vorliegenden Band strotzt von solchen unbewiesenen Deutungen und nimmt als erwiesen an, dass psychische Störungen einfach Folgen von sozialer Ungerechtigkeit seien, ein längst widerlegtes Postulat. Hier wirkte sich wohl negativ aus, dass die Verfasser vermutlich über keine persönliche Erfahrung im Umgang mit Geisteskranken verfügen.

Christian Müller, Bern

Schipperges, Heinrich: **Goethe – seine Kunst zu leben.** Betrachtungen aus der Sicht eines Arztes. Frankfurt/Main, Knecht, 1996. 303 S. DM 48.–; SFr. 46.–. ISBN 3-7820-0738-7.

«Bin ich doch froh, mein Leben hinter mich zu haben; was ich geworden und geleistet, mag die Welt wissen; wie es im einzelnen zugegangen, das bleibe mein eigenstes Geheimnis», so äusserte sich Goethe im Alter von 83 Jahren gegenüber Friedrich von Müller. Dennoch hat dieses exemplarische Leben und Werk immer wieder dazu herausgefordert, den Geheimnissen seiner umfassenden Lebensordnungslehre nachzuspüren. Vor allem in Goethes «Maximen und Reflexionen» findet schon C. G. Carus, frühester Interpret Goethes und Verfasser einer eigenen Krankheits- und Lebenskunstlehre, «Ausserordentliches ... über die Kunst, das Leben zu erkennen und zu leiten» (Carus 1843, S. 183). In Goethes Werken werde deutlich, «wie die rechte Ausbildung seines Lebens – die Lebenskunst – ihn eigentlich viel tiefer beschäftigte als alles andere – ja, wie dieses andere vielmehr durchaus Blüten waren, welche frei und leicht von selbst hervortrieben, während jenes ernste Werk unaufhaltsam, mit Mühe und Aufopferung und rein absichtlich fortgeführt wurde» (Carus 1843, S. 181), wengleich schon Carus betont, dass Goethe «in allem diesen ... sich noch immer lange nicht ausgesprochen ... hatte» (Carus 1843, S. 165). Und Ernst von Feuchtersleben, ein weiterer zeitgenössischer Goetheinterpret, ebenfalls Mediziner von Beruf, urteilt über die Bedeutung Goethes für seine «Diätetik der Seele» (1838) wie folgt: «Wenn man über die Tatsachen des Seelenlebens Goethe zitiert, so hat das einen eigenen Wert; bei ihm ist alles erlebt und faktisch, was bei so vielen Andern nur schöne Selbsttäuschung ist» (3. Auflage, Wien 1842, S. 15).

Für Heinrich Schipperges, der sich in seinen jahrzehntelangen Studien zu einer «Heilkunst als Lebenskunde» (vgl. «Lebendige Heilkunde», 1962; «Krankwerden und Gesundsein bei Novalis», 1978; «Lebenskunst bei Goethe», 1979; «Goethe als Lebenskünstler», 1982; «Goethe als Heiler», 1982) immer wieder «auf Goethe verwiesen» findet (S. 276), wird in einer fortdauernden, leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Dichter vor allem eines deutlich: dass «es im Grunde doch nur ein wirklich ernstzunehmendes, das brennende Problem auch unserer Tage gibt: sein Leben zu führen, täglich zu gestalten, zu bilden» (S. 8). Zugleich erlebt Schipperges aber auch

immer stärker das Unzeitgemässe solcher Fragen und Anschauungen in der heutigen Zeit: *«Bereits Ende des 19. Jahrhunderts war der Begriff der Diätetik zur «Diät» verkümmert, die nur noch das bisschen Ornament an Speis und Trank meinte. Alles Diätetische trägt auch heute noch allzusehr den faden Geschmack der Schleimsüppchen an sich oder lässt schliessen auf abwegiges Sektierertum»* (Schipperges 1970, S. 105).

Der vorliegenden, erstmals umfassenden Darstellung von Goethes Kunst zu leben liegt es fern, allein *«mit einer berausenden Fülle an schönen Sprüchen ... aufzuwarten»* (S. 9), vielmehr wird die Heilkundigkeit Goethes umfassend und systematisch untersucht und als *«Heilkunde in klassischem Format»* (S. 9) dargestellt, zurückgreifend auf *«die ältesten Muster der klassischen Heilkunde»* (S. 12). Die Untersuchung gliedert sich daher in die Darstellung pathologischer, physiologischer und therapeutischer Anschauungen Goethes, wohlwissend dass laut diesem bereits die *«allgemeine Anschauung der Natur ... eine physiologische und eine pathologische»* sein müsse: *«erstere macht den Naturforscher, letztere den Arzt»* (an Knebel, 21. 2. 1821). Therapie wird schliesslich betrachtet unter den Gesichtspunkten der Chirurgie, Pharmakotherapie und, vor allem, der Diätetik: *««Diät» hat hier nur wenig zu tun mit dem modischen Kalorienrummel unserer Tage ... Hier geht es um die «Lebensregel» im ganzen, mehr noch: um ein sittliches Prinzip, ein ganz elementares Lebensbedürfnis, das in zivilisierter Weise zu befriedigen den Menschen erst zum Kulturwesen macht»* (S. 184).

Das Buch offenbart eine überwältigende thematische Enzyklopädie von Zitaten aus Goethes Werken, Gesprächen, Tagebüchern und Briefen. Die vermeintlich aphoristische Lebensordnungslehre Goethes bekommt in dieser wohldurchdachten, an der Systematik antiker Heilkunde orientierten Ordnung des Buches erst eine unerwartete Transparenz, entpuppt sich laut Schipperges als *«überraschend geschlossener Horizont»* eines *«im Grunde kristallklaren Systems»* (S. 11, 172). Und besonders auf dem so sensiblen Gebiet der Lebensordnungslehre bedarf es wohl jener aus Goethes Naturforschung vertrauten Methode einer *«zarten Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird»* («Maximen und Reflexionen», Nr. 565). Diese Methode einer vergeistigten Empirie erfährt durch Schipperges Darstellung der Goetheschen Lebenskunst eine neuartige Bedeutung.

«Es verrät keiner dem anderen die Handgriffe einer Kunst oder eines Handwerks, geschweige denn die vom Leben» äusserte Goethe im August 1810 gegenüber Friedrich Wilhelm Riemer. Auf dieses Handwerk oder diese *«Kunst vom Leben»* führt Schipperges den Begriff der *«Lebenskunst»* bei Goethe zurück, der diesen *«erstmal benannt»* habe (S. 10; vgl. auch Schipperges 1962, S. 13, 264). Eine weitere Quelle des Begriffes bei Goethe wird zumindest nicht genannt. Die Zuordnung dieser Begriffsschöpfung zu Goethe erscheint daher nicht ganz einsichtig. Denn schon Wilhelm von Humboldt hatte in einem Brief an Goethe vom 24. November 1796, kurz nach dem Erscheinen des *«Wilhelm Meister»*, erkannt, dieser Roman habe *«die Kunst des Lebens inne»*. Im ersten Heft der programmatischen Schlegelschen Zeitschrift *«Athenäum»* hatte dann 1798 auch Novalis, zweifellos ein Prophet der Lebenskunst, entfacht im künstlerischen Widerspruch zum *«Wilhelm Meister»*, öffentlich ausgerufen: *«Lehrjahre im vorzüglichen Sinn sind die Lehrjahre der Kunst zu leben. Durch planmässig geordnete Versuche lernt man ihre Grundsätze kennen und erhält die Fertigkeit, nach ihnen beliebig zu verfahren»* (Athenäum I, 1, S. 71). Und auch Friedrich Schlegel bezeichnete 1798 Goethes *«Wilhelm Meister»* ausdrücklich als *«Stufengang der Lehrjahre der Lebenskunst»* (Athenäum I, 2, S. 150). Es bleibt aber die bemerkens-

werte Tatsache, dass alle diese Begriffsschöpfungen sich ausdrücklich auf Goethes «Wilhelm Meister» beziehen, eine verschlüsselte Lebenskunstlehre, in der laut Friedrich Schlegel alles «*seltsam, bedeutend, wundervoll und von geheimen Zauber umweht*» (Athenäum) erscheint.

Heinrich Schipperges sieht im Frühjahr 1998 der Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres entgegen. Mir scheint, als gehörten Idee und Konzeption dieses beeindruckenden, ungemein lehrreichen, unvergleichlichen Goethe-Buches, ohne die zahlreichen medizinhistorischen Arbeiten des Autors im geringsten zu schmälern, zu seinen besten Gedanken überhaupt. Und als wäre dieses Buch zugleich ein schillerndes Exempel einer Maxime Goethes (Nr. 258): «*Am Ende des Lebens gehen dem gefassten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbar; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen*».

Stefan Grosche, Dresden

Schmiedebach, Heinz-Peter: **Robert Remak (1815–1865). Ein jüdischer Arzt im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik.** Stuttgart (etc.), Fischer, 1995. X, 374 S. Portr. (Medizin in Geschichte und Kultur, 18). DM 89.–; SFr. 85.59. ISBN 3-437-11640-1.

Der Pathologe und Zellforscher Robert Remak erreichte 1847 als erster Jude die Stellung eines Privatdozenten an der Medizinischen Fakultät der Universität Berlin. In seiner Berliner Habilitationsschrift legt Heinz-Peter Schmiedebach, heute Professor für Medizingeschichte in Greifswald, eine ausgezeichnet dokumentierte und spannend zu lesende Biographie Remaks vor. Die Arbeit fusst neben der Auswertung des bisherigen Schrifttums und von Akten der Berliner Fakultät und des Kultusministeriums im wesentlichen auf einem Nachlass, der sich bei Remaks Nachkommen erhalten hat, welche 1933 nach London emigrieren mussten; inzwischen ist es gelungen, den Nachlass des bedeutenden Gelehrten wieder nach Berlin zu überführen.

Remaks wissenschaftliche Verdienste sind in der deutschen Medizingeschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts teilweise verdrängt worden. Bruno Kisch hat für einen 1954 veröffentlichten Aufsatz «Forgotten leaders in modern medicine» Remaks Nachlass bereits benutzen können. Auch Erwin H. Ackerknecht hat in mehreren Arbeiten auf Remaks Verdienste etwa auf dem Gebiet der Zelltheorie hingewiesen, speziell in seiner Virchowbiographie von 1957. Ackerknecht schlug sogar vor, die 1855 formulierte neue Zelltheorie «Remak-Virchowsche Zelltheorie» zu nennen.

Remak entstammte einer mittelständischen jüdischen Kaufmannsfamilie im damals preussischen Posen, wo Polen, Deutsche und Juden auf engstem Raum zusammenlebten. Die Juden wurden – vorausgesetzt, dass sie feste Familiennamen und die deutsche Sprache annahmen – nach 1815 vom preussischen Staat bewusst gefördert, um das deutsche Element zu stärken. Die Emanzipation erfolgte aber im Gegensatz zu Frankreich recht langsam und schrittweise. Nach einem aufgeklärten Privatunterricht besuchte Remak in Posen die öffentliche Bürgerschule, dann das königliche Gymnasium. 1833 immatrikulierte er sich an der Berliner Universität, promovierte 1838 mit einer mikroskopischen Arbeit über die Nervenstruktur. Eine durch Alexander von Humboldt geförderte Kandidatur für den physiologischen Lehrstuhl in Vilna scheiterte gemäss Humboldt ausschliesslich an «christlicher Intoleranz». Sorgfältig schildert der Autor die Konturen von Remaks politischer und wissenschaftli-

cher Identitätsfindung. Remak engagierte sich in verschiedenen demokratisch-revolutionären Vereinigungen und fand in der Berliner Universitätsopposition oder in der Debatte um die Medizinalreform von 1848/49 in Rudolf Virchow einen Gleichgesinnten. Was die medizinische Forschung betrifft, prägte ihn vorerst die auf Nüchternheit und Skepsis bedachte «Biedermeiermedizin», seine Hauptlehrer waren Rudolf Virchow und Johannes Müller. Remak arbeitete als überaus fruchtbarer Embryologe, Histologe, Neurologe und vergleichender Anatom. 1837 entdeckte und beschrieb er das «primitive Band» (Axon, Neurit der Nervenzelle). An Schönleins Klinik gelangen Remak verschiedenste mikroskopisch-pathologische Erkenntnisse. Da er sich nicht der christlichen Taufe unterzog, dauerten seine Bemühungen um die Habilitation viele Jahre. Nur gerade Müller und Schönlein befürworteten unter Berlins Medizinprofessoren den Eintritt von Juden in den Lehrkörper, während die übrigen den christlichen Charakter von Staat, Universität und Beamtenschaft betonten, den angeblichen Revolutionsgeist und die fachliche Konkurrenz der Juden fürchteten oder ihnen gar – wie der Medizinhistoriker Hecker – jede «ehrenwerte Gesinnung und Anständigkeit» absprachen. Erst 1847 gab König Wilhelm IV. auf Einwirkung Wilhelm von Humboldts grünes Licht zu Remaks Habilitation, die dann angesichts von dessen unbestrittenen wissenschaftlichen Verdiensten in der Fakultät einstimmig erfolgte. Zwei Kapitel befassen sich mit den Forschungsgebieten Remaks seit den 1850er Jahren bis zum Tod von 1865. Einerseits nutzte er die Zellentheorie zur Erklärung und Differenzierung embryologischer Vorgänge, gewann andererseits aus embryologischer Forschung Erkenntnisse zur modernen Zelltheorie, die er auf das pathologische Gewebe ableitete. Virchow hat Remaks Leistungen in seiner «Zellularpathologie» von 1855 nicht erwähnt, was verständlicherweise zu einer Abkühlung im Verhältnis der beiden Wissenschaftler führte. Während Ackerknecht noch glaubte, Virchows Ignorieren liege daran, dass Remaks Arbeiten recht verstreut erschienen und daher nicht allgemein bekannt gewesen seien, weist Schmiedebach überzeugend nach, dass Virchow Remaks Forschungsergebnisse genau kannte und sie schon 1850 gegenüber Remak als «sehr eingreifend», ja «vorläufig fast entscheidend» beurteilt hat. Wenn Virchow Remak schliesslich nicht erwähnte, so lagen die Gründe ausserhalb der reinen Wissenschaft und werfen einen Schatten auf Virchows Charakter: Es herrschte nämlich eine Konkurrenzsituation zwischen beiden in der Besetzung des neu errichteten Berliner Lehrstuhls für pathologische Anatomie, den Virchow unbedingt anstrebte; Virchow glaubte in seltsamer Verkennung der tatsächlichen Situation, Remaks Judentum gereiche diesem zum Vorteil! Er würdigte Remaks Verdienste erst 1857, als er bereits auf seinem Berliner Lehrstuhl sass, was manche Bitterkeit des Unterlegenen verständlich macht. Remak wick in die klinisch zukunftssträftig erscheinende Erforschung der Galvanotherapie aus, die er auch zur Gewinnung nosologischer und differentialdiagnostischer Erkenntnisse über neurologische Erkrankungen heranzog. Seine mitunter etwas marktschreierisch anmutende Anpreisung der damals ausgesprochen modernen Therapieform in der Tagespresse trug ihm vielfältige, auch antisemitisch geprägte Kritik ein. Schliesslich schildert der Autor Remaks Bemühungen um ein Extraordinariat und um eine Station für elektrotherapeutische Behandlung an der Charité. Seine in der letzten Lebensphase vor allem praktisch-ärztliche Tätigkeit wird eingeordnet in die Umbruchsphase der damaligen Medizin, Remaks Eintritt ins Bildungsbürgertum mit der Emanzipation der Juden in Preussen in einen grösseren Zusammenhang gebracht. Schmiedebachs flüssig ge-

schriebene Biographie gilt einer der interessantesten, bisher zweifellos zu wenig gewürdigten Arztpersönlichkeiten des 19. Jahrhunderts. Schade, dass die etwas lieblose Buchgestaltung (Text und Bilder sind in qualitativ schlechtem Offset-Verfahren gedruckt) dem inneren Gehalt des Werkes nicht zu entsprechen vermag.

Christoph Mörgeli, Zürich

Schnalke, Thomas: **Diseases in wax. The history of the medical moulage.** Translated by Kathy Spatschek. Berlin etc., Quintessenz, 1995. 228 p. Ill. DM 320.–. ISBN 0-86715-306-7.

Ernst von Salomon (1902–1972) schildert in seinem autobiographischen Roman «Die Kadetten» (1933), wie er 1917 «Castans Panoptikum» in Berlin besichtigte: «Dann wanderte ich von Vitrine zu Vitrine, und als die letzte im tertiären Stadium der Syphilis herangeschwankt war, sank ein königlich preussischer Kadett, wenn auch grünlichen Angesichts, so doch mit bis zuletzt eisern zusammengebissenen Zähnen ohne einen Laut zu Boden».

Was dem Kadetten den Atem verschlug, waren dermatovenerologische Moulagen, die in dieser Zeit als Jahrmarktsattraktion dem schaulustigen (zahlenden) Publikum dargeboten wurden. Doch der eigentliche Zweck der kunstvollen Wachsbilder war seit Beginn des Jahrhunderts die universitäre Lehre und die Gesundheitsaufklärung, insbesondere im Bereich der Geschlechtskrankheiten. Ausgehend von Paris und seiner heute im spektakulären Musée de l'Hôpital St. Louis ausgestellten Sammlung verbreitete sich die Moulagenkunst über ganz Europa.

In 29 Kapiteln zeigt Schnalke die Ursprünge der Wachsbilderei und die historische Abfolge der Zentren dieser Kunst. Die grossen Sammlungen in Florenz, Wien, Paris, Freiburg, Dresden und Zürich werden umfassend vorgestellt. Es findet sich sogar ein illustriertes Kapitel über die Herstellung der Moulagen, insofern bemerkenswert, als die Moulageure ihre Fertigungsgeheimnisse meist eifersüchtig hüteten und mit ins Grab nahmen. Das Buch vereinigt in musterhafter Weise wissenschaftlichen Anspruch mit allgemeinverständlicher Darstellung. Der interessierte Leser wird durch Anmerkungen und Bibliographie von ca. 180 Titeln kompetent auf Spezialprobleme geleitet. Der Hauptstrang der Geschichte der Moulagenkunst wird dabei spannend erzählt. Die Geschichte der Wachsbilderei von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart erweist sich auch als eine Geschichte von «decline and fall». Dem unvergleichlichen Anschauungs- und Dokumentationswert der Moulagen, ihrer aufwendigen Herstellung, Pflege und Reparatur steht von Anfang an die praktische, handliche und preiswerte (Farb-)Photographie gegenüber. Doch nicht nur die Optimierung dieses moderneren Mediums in den 50er Jahren liess das Interesse an den Moulagen schwinden. Die Dermatologie selbst hatte ihre Blickrichtung gewandelt. Die «Lupen-Moulage» Alfred Stühmers (Abb. 139 in dem besprochenen Band) war der rührende Versuch, mit überholten Methoden den Anschluss zu wahren.

Der Band ist grossartig illustriert: 150 Farbabbildungen bilden in ausgezeichneter Qualität ausgewählte Moulagen der verschiedenen Sammlungen ab. Selbst in der photographischen Abbildung sind die Wachsbilder atemberaubend, so dass man die Reaktion des «Kadetten» v. Salomon verstehen kann. Schnalke betont jedoch zu Recht, dass der originale, dreidimensionale Eindruck, den die Moulage beim Be-

trachter hervorruft, von keiner Photographie wiedergegeben werden kann. Insofern ist dieses Buch auch ein eindringlicher Appell, die noch bestehenden Sammlungen besser zu pflegen bzw. angemessen auszustellen.

Der hohe Preis des Buches erscheint angesichts der luxuriösen Ausstattung angemessen. Zugleich war der Autor gut beraten, sein Werk in englischer Sprache erscheinen zu lassen, um international wahrgenommen zu werden. Wer über den historischen Hintergrund, über die technischen Geheimnisse und den gegenwärtigen Stand der Wachsbildnerei sowie den Erhaltungszustand der Sammlungen in Europa bzw. den USA auf dem Stand der Forschung informiert sein möchte, wird zu Schnalke's Buch greifen. Die Erwartungen des Lesers werden voll und ganz erfüllt.

Karl-Heinz Leven, Freiburg (D)

Walter, Bernd: **Psychiatrie und Gesellschaft in der Moderne.** Geisteskrankenfürsorge in der Provinz Westfalen zwischen Kaiserreich und NS-Regime. Paderborn, Schöningh, 1996. XVIII, 1046 S. Tab. (Westfälisches Institut für Regionalgeschichte, Landschaftsverband Westfalen-Lippe: Forschungen zur Regionalgeschichte, 16). DM 118.-; SFr. 105.30. ISBN 3-506-79588-0.

Dieser sehr umfangreiche Band, im Rahmen der Forschung zur Regionalgeschichte entstanden, birgt Material, das den Blick auf gesamtdeutsche Perspektiven freigibt. Neue Interpretationsansätze zeigen, dass es dem Autor um mehr als nur eine Vergangenheitsbewältigung geht. Dem Rezensenten imponiert die äusserst gründliche, ja gelegentlich pedantische Durchforstung und Aufarbeitung sämtlicher westfälischer Archive sowie die lückenlose Berücksichtigung der vorhandenen Literatur. Dahinter stecken gewiss Jahre der intensiven Arbeit. Wenn der Autor aber den Schluss zieht, dass sich die Psychiatrie aus der Medizin löse, weil die letztere versagt habe, kann man ihm nur bedingt folgen. Interessant sind zu Beginn die Zahlen zur Bettenbelegung in den psychiatrischen Spitälern Westfalens von 1814 bis 1915. Allerdings ist nicht klar, ob es sich um Zahlen eines bestimmten Stichtages handelt. Die Geschichte der langdauernden Versuche, Heilbare von Unheilbaren zu trennen, wird übersichtlich dargestellt. Recht hat im übrigen der Autor, wenn er schreibt, dass in der wilhelminischen Ära die psychiatrische Anstalt ein Spiegel der gesellschaftlichen Verhältnisse war. Immer wieder werden in komprimierter Form allgemeine Entwicklungen geschildert, so die Entstehung des Wohlfahrtsstaates oder später das Aufkommen eugenischer Tendenzen. Das Kapitel über Konstitutionsbiologie wirkt etwas isoliert im Kontext der Personalschwierigkeiten in den Institutionen. Ob wirklich die privaten Einrichtungen einen Aufschwung erlebt haben, weil die staatlichen Anstalten überfüllt waren, ist nicht eindeutig beweisbar. Was der Leser auf Seite 369 und folgende zur Beziehung zwischen Forderung nach Wirtschaftlichkeit und zugleich Verbesserung der Pflege erfährt, entspricht genau der heutigen Situation in der Psychiatrie. Dass aber die aufkommende rassenhygienische Bewegung in der Weimarer Republik eine Antwort auf das Scheitern des Sozialstaates war (S. 370), dürfte eine etwas einseitige Aussage sein.

Besonders wertvoll scheint dem Rezensenten die ausführliche Darstellung der Beziehung zwischen der politischen Entwicklung in den Jahren vor der Hitlerschen Machtübernahme und der deutschen Psychiatrie. Ein Hauptteil des Buches besteht

in der Darstellung der Sterilisations- und Euthanasie-Aktionen. Es wird in diesen aufschlussreichen Abschnitten klar, dass hinter dem ganzen medizinhistorischen Vorhaben eben doch vor allem die Auseinandersetzung mit diesen Schwerpunkten gesucht wurde. Höchst aufschlussreich ist die exakte Beschreibung der Entstehung und des Funktionierens der Erbgesundheitsgerichte und damit natürlich der Sterilisationspraxis.

Zur Euthanasie-Aktion schildert der Autor ausführlich das Vorgehen in Westfalen. Dem Autor ist unbedingt zuzustimmen, wenn er bemerkt, dass weder Zwangssterilisation noch Tötung der Geisteskranken «in der Psychatriegeschichte aufgehen» und dass es keine monokausale Erklärung dieser unfasslichen Verbrechen gibt.

Insgesamt handelt es sich um ein sehr wertvolles, wenn auch übermässig gründlich dokumentiertes Buch. Es könnte eigentlich einen Schlusspunkt darstellen in der Bearbeitung der unseligen Geschichte der deutschen Psychiatrie unter Hitler. Es ist aber zu fürchten, dass der Appetit der Historiker nicht gestillt ist. Was schlussendlich die Lektüre etwas erleichtert hätte, wären Zusammenfassungen der Kapitel gewesen.

Christian Müller, Bern

Willi-Hangartner, Regula: **Zur Geschichte des Apothekenwesens im Kanton Schwyz.** Bern, SGGP/SSHP, 1996. 237 S. Ill. (Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, 14). SFr. 38.–. ISBN 3-9520758-1-7.

Im Laufe der Zeit zählte der Kanton Schwyz über zwanzig Klöster und religiöse Häuser, in denen die Bevölkerung eine Medikamentenversorgung erhielt. Aus dieser Klosterpharmazie entwickelte sich später die eigentliche Spitalpharmazie. Erst im 19. Jahrhundert entstanden öffentliche Apotheken. Gegen Ende der Mediationszeit wurde die erste behördliche Regelung des Medizinalwesens erlassen. In den nachfolgenden Verordnungen (VO) fand eine schrittweise Differenzierung der medizinischen Berufe, also auch der Apotheker, statt. Trotz ständiger Bemühungen gelang es den Schwyzer Apothekern bis heute nicht, eine Begrenzung des Arzneimittelverkaufs auf die Apotheken durchzusetzen. Die ärztliche Selbstdispensation ist gesetzlich geschützt.

Die Dissertation von Frau Dr. Willi beginnt mit einem Rückblick auf die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Kanton Schwyz von Ende des 18. Jahrhunderts bis heute. Wie bereits erwähnt, werden sodann die kantonalen Medizinal-VO behandelt. Was die Ausbildung und das Prüfungswesen der Apotheker betrifft, holt die Autorin weit aus, indem sie auf die entsprechende Situation in Europa und in der ganzen Schweiz hinweist. Es werden die gültigen Arzneibücher und die Visitationen der Apotheken besprochen. Der kantonale Apothekerverein wurde 1935 gegründet; eine Liste der Präsidenten wird ebenfalls wiedergegeben. Einen breiten Raum nimmt die Apothekenhelferinnenschule Einsiedeln ein, die im Frühling 1960 ihre Tätigkeit aufnahm. Die Autorin geht sodann auf die Geschichte der einzelnen öffentlichen Apotheken ein und orientiert mit Kurzbiographien über die Apothekenbesitzer. Im Anhang werden die verschiedenen VO und Entwürfe zum Medizinalwesen des Kantons im 19. Jahrhundert gegeben. Dazu kommen ein Bildnachweis, das Siglenverzeichnis, die Auflistung der Apotheker und die Quellen- und Literaturlage.

Mit dieser sorgfältigen Arbeit liegt erst die dritte Apothekengeschichte eines schweizerischen Kantons vor: 1937/38 Häfliger (Basel-Stadt) und 1994 Rüede (Kanton Wallis). Die Dissertation von Regula Willi ist unter der Leitung von Prof. Dr. F. Ledermann, Bern, entstanden und kann allen Interessierten bestens empfohlen werden.

Hans Rudolf Fehlmann, Möriken

Die Wisenberg-Panoramen von Samuel Birman (1813) und Peter Schmid-Ruosch (1990). Liestal, Verlag des Kantons Basel-Landschaft, 1996. Mappe mit 8 Panoramablättern, einer Übersicht und einem **Begleittext von Karl Martin Tanner.** ISBN 3-85673-247-0.

Im Spätsommer 1813 hatte der Basler Landschaftsmaler Samuel Birman vom Wisenberg im Gebiet des Unteren Hauensteins ein über vier Meter langes Panorama aquarelliert. Von diesem Panorama unabhängig entstand von Peter Schmid-Ruosch zwischen 1988 und 1990 ein neues Panorama in gleicher Technik.

Die beiden Panoramen sind in acht Segmenten parallel zueinander reproduziert, so dass ein direkter Vergleich der gut 180 Jahre auseinanderliegenden Aufnahmen möglich ist. Karl Martin Tanner gibt im Begleittext einen Abriss zur Geschichte des Panoramas an sich sowie der Panoramen der Region Basel. Die Aussicht vom Wisenberg in Beschreibungen, wie sie sich unter anderem in der Zeit der Aufnahme von Birman dargeboten hat, führt in die Landschaft ein. Eine Beschreibung der Herstellung und Reproduktion der beiden Panoramen gibt Einblick in die Arbeitsweise der Künstler. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Birman mit Professor Daniel Huber, der 1813–1824 die erste trigonometrische Vermessung des Kantons Basel durchführte, keinen Kontakt hatte.

Ausführlich vergleicht Tanner die Panoramen, zeigt eindrücklich die Veränderungen in der Landschaft, der Bewaldung und Siedlungstätigkeit auf. Mit den Reproduktionen, dem Begleittext und der zur weiteren Beschäftigung anregenden Bibliographie ist ein künstlerisch, wissenschaftlich und historisch hilfreiches Instrument für diesen Raum wie auch analoge Aufgabenstellungen zugänglich gemacht worden.

Urban Schertenleib, Winterthur